

Sitzungsberichte der
Bayerischen Akademie der Wissenschaften

Philosophisch-historische Abteilung

Jahrgang 1939, Heft 7

Das Werden
des italienischen Nationalgefühls

von

Walter Goetz

Vorgetragen am 25. Februar 1939

München 1939

Verlag der Bayerischen Akademie der Wissenschaften

In Kommission bei der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung

Gedruckt in der C. H. Beck'schen Buchdruckerei
in Nördlingen

EDUARD SCHWARTZ
GEWIDMET

Das Bewußtsein eines Volkes von sich selber, von seiner Eigenart, seiner Geschichte und seinem Dasein zwischen anderen Völkern ist ein geistesgeschichtlicher Vorgang, der an den Werdegang eines Volkes, seiner Kultur und seines Staates gebunden ist. Denn es wäre ein Irrtum anzunehmen, daß die Empfindungen, die wir Nationalgefühl nennen, auf jeder Stufe der geschichtlichen Entwicklung eines Volkes bereits vorhanden wären. Schon in dem Worte Nationalgefühl liegt die Voraussetzung einer Nation, eines größeren Ganzen, und es klingt in dem Worte Nation auch sogleich etwas vom Staate an, weil wir uns eine Nation ohne Staat nicht gut denken können. Wo wir auf einen staatlosen Zustand treffen, auf einen Stamm von primitiver Art, fehlen die Voraussetzungen des Nationalgefühls. Wohl sind Keime dazu in Heimatliebe, Stammesstolz und Absonderung von andern vorhanden, aber sie werden noch nicht zu bewußten Trägern eines nationalen Willens und einer nationalen Anschauung. Das Nationalgefühl unterliegt bestimmten Gesetzen der Entwicklung; es geht durch einfachere Formen – wie Stammesgefühl, Volksgefühl, Abgrenzung nach außen – hindurch, ehe es zum Bewußtsein eines ganzen, in Kultur oder Staat geeinten Volkes gelangt. Dabei sind die Linien der Entwicklung keineswegs die gleichen – schon die europäischen Völker zeigen eine ganze Reihe von verschiedenen Möglichkeiten – der erste stärkere Anstoß kann vom Staate, von der Religion, von der Gemeinschaft der Sprache oder der geistig-künstlerischen Kultur kommen. Die ausschließliche oder überwiegende Verbindung des Nationalgefühls mit dem Staate ist nicht der Anfang, sondern – bisher – das Ende dieser Entwicklung.

Huizinga hat eine feste Folge der Erscheinungen angenommen,¹ aber doch auch erkannt, daß das Nationalgefühl der einzelnen Völker gesondert betrachtet werden muß. Was er für das Werden des burgundischen Nationalgefühls aufgestellt hat: sein Ursprung aus den primitiven Empfindungen der Verwandtschaft und der Treue, seine Weiterentwicklung über Vasallentreue, dynastische

¹ Huizinga, Wege der Kulturgeschichte S. 208 ff.

Hingabe und städtisches Bewußtsein zum Staatsgefühl zeigt wohl Momente, die auch anderwärts sich finden, dort aber keine feste Stufenfolge geworden sind. Das spanische Nationalbewußtsein beruht auf Christentum und Rittertum, wie es sich im Kampfe gegen die Araber stählte; in Frankreich schafft seit den Karolingern und Kapetingern ein zentralisierter Staat ein ursprünglich rein dynastisches Nationalgefühl, bei dem von Anfang an Paris und St. Denis als Mittelpunkt des Landes gelten,¹ in England bildet zwar ebenfalls der Staat die Grundlage, aber mit dem dynastischen Gefühl, das durch die päpstlichen Eingriffe und die Nachgiebigkeit des Königs gereizt ist, verbindet sich seit der Magna Charta ein Bewußtsein von den Rechten der Nation gegenüber der Dynastie, wenn es auch zunächst nur die oberen Stände sind, die ein solches Bewußtsein für sich in Anspruch nehmen. In Deutschland haben Kaisertum und Antipapsttum, Volkskultur (epische Dichtung!) und Abgrenzung gegen den lateinischen Internationalismus den Ausgangspunkt gebildet. Für Griechenland hat Jacob Burckhardt in der gemeinsamen Religion mit ihren Heiligtümern, Festen und Orakeln, dann im Heldenmythos und im Epos die Elemente der nationalen Gemeinschaft gesehen.²

Schon bei Nennung dieser sechs Länder ergibt sich die Mannigfaltigkeit der Entwicklungen und die Schwierigkeit der Gewinnung von Gesetzmäßigkeiten. Es ist wohl kein Zweifel, daß, ähnlich wie bei der Verfolgung des Staates in seine letzten Keimzellen, so auch in den primitiven Empfindungen der Familie und der Sippe, in Verwandtschafts- und Treueverhältnissen die Keime eines Zusammengehörigkeitsgefühles liegen, das sich über Horde und Stamm bis zum Volke fortsetzt und, je größer die Gemeinschaftsbeziehungen werden, um so vielseitiger und tiefer sich gestaltet. Aber der Weg zum modernen Nationalgefühl ist so weit und vielgestaltig wie die Entwicklung des Staates oder die Entwicklung der gesamten Kultur eines Volkes. Mit Staat und Kultur – mit Absicht seien beide hier zunächst getrennt! – hängt jedes Nationalgefühl untrennbar zusammen, ja es wächst zuletzt

¹ Vgl. Herbert Meyer, Die Oriflamme und die Entstehung des französ. Nationalgefühls, Nachr. d. Gött. Ges. der Wissensch., philol.-hist. Kl., 1930.

² J. Burckhardt, Griechische Kulturgeschichte I S. 310 ff.

immer aus beiden gemeinsam hervor, auch wenn die Etappen der Entwicklung anfangs oft nur auf einem der beiden Gebiete liegen. Dabei sei die Wichtigkeit des naturgegebenen Raumes für ein Volkstum, seine Kultur und seinen Staat nicht vergessen: er gewährt Abgrenzungen, die an vielen Stellen zu wahren Völkergrenzen in Sprache und Anschauung, ja in der Gesamtentwicklung geworden sind; siedeln die Teile eines Volkes in einen andern Raum über, so entwickelt der neue Raum ein verändertes Volkstum und neue Begriffe von Staat und Kultur. Auch sind diese Abgrenzungen für die Gefühlsentwicklung der Völker von hoher Bedeutung: der Zusammenhang mit der Natur schafft nicht nur verschiedene Arten von Natur- und Heimatgefühl, sondern auch eine Abgrenzung: was ursprünglich als lokaler Gegensatz verschieden gearteter Nachbarn desselben Volkstums beginnt, weitet sich schließlich an den Raum- und Sprachgrenzen zum Gegensatz der großen Nationen, und es entsteht in jedem Volke der Glaube, das auserwählte Volk dieser Erde zu sein, durch körperliche und geistige Tugenden über alle Nachbarvölker weit erhaben. Man kann dieses Selbstbewußtsein der Nationen, das vom berechtigten Kern bis zur verhängnisvollsten Selbsttäuschung zu steigen pflegt, eine Parallelerscheinung des Nationalgefühls nennen, zum Teil aus anderen Wurzeln entstanden und in andere Äste sich verzweigend, aber dieses Selbstbewußtsein umrankt das Nationalgefühl und zwingt es sehr oft in seine Wachstumsbahnen hinein.

Das italienische Nationalgefühl sei als Beispiel gewählt, um wesentliche Elemente solcher Entwicklung klarzulegen.¹ Es ver-

¹ Eine Geschichte des italienischen Nationalbewußtseins gibt es bisher nur in kurzen und nicht ausreichenden Übersichten. Pietro Fedele, *La coscienza della nazionalità in Italia nel medio evo* (Nuova Antologia, 5. Serie, Bd. 179, 1915) gibt einen Überblick, der an vielen Stellen zu Widerspruch reizt. Zatscheks Überblick in seiner Schrift *Das Volksbewußtsein* (Brünn, Rohrer, 1936) ist für Italien äußerst knapp, und er geht auf die entscheidenden Punkte nicht ein. C. Cipolla gibt in seinem Aufsatz über „Il trattato de Monarchia di Dante Alighieri“ (Mem. d. r. Acad. di Torino, Scienze morali, Ser. II t. XLII, 1892 S. 363–75) einen Überblick, der zwar richtig erkennt, daß es bis zu Dante kein wirkliches italienisches Nationalgefühl gab, aber im übrigen doch sehr viele Lücken hat.

Im Zusammenhang mit dem Romgedanken ist das ital. Nationalgefühl

bindet sich mit dem Werden der italienischen Nation, die in schwieriger Entfaltung aus dem Zusammenbruch eines Staates, aus dem Niedergang einer Kultur und aus der Vermischung mit Fremdvölkern entsteht. Das neue Volkstum bildet sich eher als das Bewußtsein, zu einem Ganzen zu gehören; zunächst führen die einzelnen Bestandteile ihr gesondertes Leben und ihr Denken führt nicht über die Grenzen ihres Gebietes hinaus, ja sie leben in Todfeindschaft mit allen, die unter gleichen Daseinsbedingungen neben ihnen aufsteigen. Man wird dabei in Etappen des völkischen oder staatlichen Bewußtseins hineingeführt, die der Entwicklung eines italienischen Nationalgefühls geradezu entgegenzustehen scheinen, aber man wird dennoch die Keime finden, die einst ein harmonisches Ganzes bilden sollen.

Das Werden der romanischen Völker aus Mischungsvorgängen hat nur in Spanien und Italien die Volkwerdung verzögert; Frankreich ist schon in der späteren Karolingerzeit in einheitlicher Entwicklung begriffen. Was aber in Spanien die Herrschaft der Araber über mehr als die Hälfte des Landes bedeutete, das war in Italien eine jahrhundertelange Fremdherrschaft und dazu ein Übergewicht römischer Überlieferungen, die nur langsam dem Leben eines neuen Volkstums freien Raum gewährten. Die Sprache und ihr literarischer Niederschlag schien gebunden an alte geheiligte Größe, und die römisch-christliche Überlieferung vom Kaisertum widersprach allen politischen Neubildungen, die

vielfach gestreift bei P. E. Schramm, *Kaiser, Rom und Renovatio* (2 Bde. 1929), und bei Fedor Schneider, *Rom und Romgedanke* (1926), aber gerade in diesem zweiten Werke ist das Nationalgefühl sicher zu früh angesetzt und nicht genügend vom Romgedanken unterschieden. Auch Konrad Burdachs „*Rienzo und die geistige Wandlung seiner Zeit*“ bringt S. 180 ff., 202 f., 217 ff. usw. vieles zur Geschichte des ital. Nationalgefühls; eine Auseinandersetzung mit seinen Anschauungen war an verschiedenen Stellen notwendig. – Ein Beitrag zu der Frage ist auch Fed. Ciccaglione, *La Sicilia nella formazione e nello sviluppo del movimento nazionale italiano* (Arch. stor. per la Sicilia orient. Bd. 28, 1932). Vgl. auch K. Vossler, *Geist und Kultur in der Sprache* (1925) S. 138. – Den allgemeinen Grundlagen des Nationalgefühls ist nachgegangen Rob. Michels, *Der Patriotismus. Prolegomena zu seiner soziologischen Analyse*, München 1929; doch fehlt hier die geschichtliche Entwicklung des Nationalgefühls fast ganz. Ferner J. Fels, *Begriff und Wesen der Nation*, Münster 1927.

das neue Volkstum mit natürlicher Gewalt hervorbrachte. Die italienische Nation mit ihren Städten, mit ihrer Sprache, mit ihrem Genius ist im 13. Jahrhundert eine vollendete Tatsache, aber schon seit dem 11. Jahrhundert ist der Mischungsprozeß der lateinischen Bevölkerung mit den germanischen Elementen in Nord- und Mittelitalien so gut wie abgeschlossen; die Aufsaugung der Normannen erfolgt im 12. Jahrhundert, die Assimilierung der Griechen und Sarazenen in Unteritalien und Sizilien an das italienische Volkstum hat sich im wesentlichen wohl im 13. und 14. Jahrhundert vollzogen.¹

Da sich nun die lateinischen Bewohner Italiens als direkte Nachfolger der alten Römer ansahen, stand zunächst das römische Volksgefühl einem sich erst bildenden italienischen gegenüber; die germanischen Bestandteile nahmen zwar sehr rasch die römischen Überlieferungen auf, aber ein italienisches Nationalgefühl lag ihnen, die sich erst zu Italienern umbildeten, noch ferner als den Lateinern. Das alte römische Staatsgefühl war in den neuen Verhältnissen zum Absterben bestimmt – übertragbar war es in seiner alten Form nicht mehr. Das italienische Volkstum aber stand vor einem ganz neuen Anfang, vor neuer Volkwerdung, und so fehlt zunächst trotz allen römischen Erinnerungen ein wahrhaft umfassendes Gefühl für Volk und Land und Staat – seine Entwicklung geht vielmehr durch die primitiven Anfänge eines jeden Nationalgefühls hindurch.

Will man nicht etwa die nie abreißenden römischen Erinnerungen noch als Reste des älteren Nationalgefühls nehmen, so fehlt in der Tat um 800 oder 900, in der Zeit der Vermischung der verschiedenen Bestandteile in Ober- und Mittelitalien, jedes gesamtitalienische Gefühl. Es war in der römischen Kaiserzeit vorhanden gewesen – der römische Staatsgedanke hatte sich bei allen, einst so verschiedenen Bestandteilen des Landes durchgesetzt und sie zu einer Einheit verbunden. Der Begriff des *civis romanus* bedeutete für die Bewohner Italiens noch etwas mehr als für die Provinzen draußen, denn Rom und Italien waren Mittelpunkt des Weltreiches und man empfand diese herrschende

¹ Über die „Entstehung der italienischen Nationalität“ habe ich in der Festschrift für Alfons Dopsch, Wien 1938, gehandelt.

Stellung naturgemäß mit hohem Stolz, und wenn der Romgedanke im italienischen Mittelalter noch so stark und vornehmlich in Italien wirkt, so ist dies die Folge der einstigen Herrscherstellung. Aber die Zeitenwende vernichtete die direkte Beziehung zum alten Kaiserreich – was um 800 in Italien lebte, waren getrennte Teile ohne gemeinsame Überlieferung und ohne jeden politischen und geistigen Zusammenhang, wenn man von der gemeinsamen Zugehörigkeit zur katholischen Kirche absieht. Die Kirche aber vermittelte kein italienisches Gemeingefühl, sondern nur das internationale christliche, und wenn auch die Kirche die natürlichen nationalen Bindungen weder zerstören konnte noch zerstören wollte, so bot diese kirchliche Einheit – die ja eben erst durch den Übergang der Langobarden zum Katholizismus begonnen hatte – noch keine positive Grundlage für ein national-italienisches Gefühl – wußte man doch damals überhaupt noch nicht, daß man auf dem Wege zu einem neuen Volkstum war.

Die italienischen Geschichtsforscher haben die Zeit nach dem Jahre 1000, das 11. Jahrhundert, als die Zeit der Vollendung des neuen Volkstums angesetzt. Jedenfalls ist damals in Ober- und Mittelitalien der Mischungsprozeß zum Abschluß gekommen. Aber als italienisch hat sich das neue Volkstum deshalb noch nicht gefühlt, eher noch als römisch, obwohl der langobardisch-fränkisch-deutsche Adel des nördlichen Italiens und Toskanas sich zunächst ebensowenig römisch fühlen konnte wie die Mischbevölkerungen des Südens, die sich mit Byzantinern, Sarazenen und dann zuletzt noch mit landfremden Normannen durchsetzt hatten. Für sie alle war Italien eine Zeitlang nicht mehr als ein geographischer Begriff. Dieser italienische Raum war aber in getrennte Gebiete zerspalten: das *regnum italicum* – im wesentlichen das alte langobardische Königreich – ging nur bis an die Grenzen des römisch-päpstlichen Gebietes, und der Süden widerstrebte auch nach Wiederaufrichtung des Kaisertums jeder Unterordnung unter eine zentrale Gewalt. Die Selbständigkeit Süditaliens konnte zu einer dauernden inneren Trennung führen, wie sich Portugal von der iberischen, Schottland von der britannischen Einheit losgelöst hatte. Auf der iberischen Halbinsel versagte die natürliche Macht des Raumes dauernd, in England für Jahrhunderte; in Italien aber waren es politische Fügungen, die den

zuerst so störrischen Normannenstaat an Rom und das Papsttum heranrücken ließen und eine Verbindung herstellten, die seitdem über alle Gegensätze hinweg unzerreißbar blieb. Seitdem war der natürliche Raum von den Alpen bis nach Sizilien hergestellt, worin sich Kultur und Staat und Nationalgefühl entwickeln konnten.¹

Die kulturelle wie die politische Lage versagte dem neuen italienischen Volkstum im Anfang jedes Gefühl für eine größere Gemeinschaft. Das ursprüngliche Bindemittel, das z. B. in Deutschland einigend wirken mußte, versagte in Italien um das Jahr 1000 noch ganz: die neu sich bildende italienische Sprache stand noch weit hinter der zum Untergang verurteilten alten lateinischen Volkssprache zurück – man bedenke, daß noch am Anfang des 14. Jahrhunderts Dante um das volle Recht des Italienischen in Literatur und Wissenschaft kämpfen mußte! In der Tat, bis zu Dantes Zeiten war die neue Volkssprache noch kein Element der Verbindung zwischen allen Bewohnern Italiens. Die Sprache entwickelte sich langsamer als das Volkstum. Damit waren aber auch einer besonderen italienischen Kultur bis auf weiteres die engsten Grenzen gezogen. Selbst auf dem Gebiete der Kunst, denn noch fehlten die Mittelpunkte für Aufträge und Stilbildung. Auch das Papsttum hat damals kein Mäzenat ausgeübt. Die Fremdherrschaft aber, die von den Ostgoten über Langobarden, Franken und Deutsche sich fortsetzte, konnte kein Nationalgefühl hervorrufen, sondern schied sehr oft das Land in feindliche Teile.² Das schließt nicht aus, daß hie und da schon im 9. und 10. Jahrhundert altrömische Gefühle auf-

¹ Über den Raum als Grundlage der Entstehung einer Nation sei hier nicht eingegangen; für Italien scheint mir die Frage klar zu sein.

² Die Anschauungen Pietro Fedeles, *La coscienza della nazionalità in Italia nel medio evo* (Nuova Antologia, Serie V, 179), während des Weltkriegs geschrieben, machen den unmöglichen Versuch, eine ununterbrochene Einheit des italienischen Volkes seit dem Altertum bis ins hohe Mittelalter herzustellen. Zwischen Römern und Langobarden sei, mindestens bis 774, tiefer Haß gewesen, der Kampf des Papsttums gegen die Langobarden sei der Kampf zwischen Eingeborenen und Fremden, die Sehnsucht nach Einheit habe die besten Geister des Mittelalters bis zu Dante beherrscht! Wer sind wohl diese „besten Geister“ vor Dante gewesen?? Vgl. hierzu meinen obengenannten Aufsatz über das Werden der italienischen Nationalität!

leuchteten oder daß von einem schon lang erwarteten *Italia princeps* gesprochen wird – es muß dabei stets geschieden werden, was lediglich politischer Vorwand des oberitalienischen Hochadels langobardischer Herkunft war oder was, wie in dem von Fedele angeführten lateinischen Gedicht vom Ende des 9. Jahrhunderts [?], nichts anderes als Lokalpatriotismus mit altrömischen Erinnerungen bedeutet. Der römische Adel hat genau sowenig wie der oberitalienische sich zum Vertreter allgemeiner Interessen gemacht, wenn es sich um die Herrschaft über Rom, sei es gegenüber dem Papsttum, sei es gegenüber dem Kaisertum handelte.¹ Dieser Adel war beinahe stets bereit, sich auf die andere Seite zu stellen, wenn sein Vorteil dabei noch besser gewahrt wurde. So könnte man beinahe sagen, daß es sich bei diesem Adel verschiedener Nationalität im 10. Jahrhundert nicht um ein wahrhaftes italienisches Nationalgefühl, sondern um den ersten Mißbrauch eines von fern heraufdämmernden Gefühles handelte. Denn dies kann man wohl als sicher annehmen: sobald der Mischungsprozeß abgeschlossen, sobald die neue Nationalität gesichert war und bereits in der neuen Volkssprache lebendig zu werden begann, mußte auch das Bewußtsein von einem neuen nationalen Dasein erwachen. Es wird sich nur fragen, wo wir es zuerst greifen, wo wir zuerst eine das Nationalgefühl erzeugende und tragende Schicht feststellen können und wo es Bewußtheit wird. Bis dahin bleibt es eine offene Frage, ob jeder Aufruhr gegen die deutschen Herrscher als aus nationaler Wurzel entsprungen gedeutet werden darf.

Geht man von den Schriftstellern des 10. Jahrhunderts aus, so tritt im allgemeinen Italien nur als ein geographischer Begriff auf; als solcher stand er seit dem 3. Jahrhundert der römischen Kaiserzeit fest, aber er lockerte sich, als Byzantiner und Ostgoten, dann Langobarden und Italiener sich in das Land teilten. Prokop, Jordanes und Eugippius (der Verfasser der *Vita S. Severini*), auch Paulus Diaconus haben noch den älteren Begriff, aber in der Karolingerzeit ist das „*Regnum Italiae*“ im wesentlichen doch nur das Reich der Langobarden, lediglich vermehrt um das

¹ Vgl. dazu O. Gerstenberg, Die politische Entwicklung des römischen Adels im 10. und 11. Jahrhundert (Berliner Diss. 1933).

römische Gebiet, denn Süditalien gehörte ja tatsächlich den Byzantinern und dann den Sarazenen. Als Karl der Große 781 das Regnum Italiae an seinen Sohn Pipin gab, wurde Pavia die Hauptstadt, das Herzogtum Benevent wurde durch einen Vertrag anerkannt, wenn auch als unter fränkischer Oberhoheit stehend, Süditalien aber blieb den Byzantinern. 876 wird Karl der Kahle von oberitalienischen Großen und Bischöfen zum König von Italien gewählt, ebenso Berengar von Friaul 888 und dann Guido von Spoleto 891 – ihr Machtbereich ist immer nur das ehemalige langobardische Gebiet. So wird in gewisser Folgerichtigkeit schon 867 im Testament des Grafen Everardo Italien als Langobardia (neben Francia und Alemannia) bezeichnet. Liutprand von Cremona schwankt in seinen Bezeichnungen; er spricht einmal von den „italienses principes“, dann „tam ab Italiensium quam a Tuscorum principibus“; oft sieht er nur im Pogegebiet Italien im Gegensatz zur übrigen Halbinsel. Diese Unsicherheit des geographischen Begriffs setzt sich auch im 11. Jahrhundert noch fort: Die Mailänder Geschichtsquellen setzen gelegentlich das Regnum Langobardorum mit dem Begriff Italien gleich, wobei sie Toskana in das Regnum mit einschließen.¹ Die Könige von Italien (wie Arduin) werden als Langobarden bezeichnet und Arduin von Ivrea wird 1002 in Pavia von den „Langobarden“ zum König erwählt. Von Kaiser Heinrich II. heißt es 1015: „a romanis rediens partibus commoratus est in Italia“,¹ von Papst Gregor VII., als er 1077 nach Oberitalien ging: „Papa vero diebus aliquot moratus in Italia [nämlich in Mantua und dann in Canossa!] Romam rediit.“²

¹ Mon. Germ., SS. VIII S. 1 (und S. 18). Für das folgende S. 10, 2; ebd. S. 14.

² Ebd. – Der Herausgeber der Mailänder Quellen hat deshalb auch im Register zu Bd. VIII der SS. festgestellt, daß diese Mailänder unter Italien nur Oberitalien verstanden. Bei Landulf ist der Begriff nicht immer ganz klar. Dagegen braucht Leo in seiner Chronik von Monte-Casino und ebenso Petrus im 12. Jahrhundert das Wort Italien stets für das ganze Land. Noch am Ende des 13. Jahrhunderts schreibt Alb. Miliolus (zum Jahre 1283) – nach Salimbene – von einem großen Rindersterben „per totam Lombardiam, Romagnolam et Ytaliā“ (M. G. SS. XXXII S. 651). Brunetto Latini spricht im Trésor (also um 1265) von der lombardischen Meile (lega lombardica) und fügt hinzu: „quelli d'Italia non dicono leghe, anzi dicono miglia di terre“ (in

Bemerkenswert ist die bekannte Äußerung Liutprands von Cremona über die Römer in seiner *Legatio Constantinopolitana* (c. 12). Ob man nun seine von Verachtung erfüllten Worte nur auf die Stadtrömer bezieht oder (mit Cipolla) auf die Oströmer, so bleibt das eine doch übrig, daß dieser oberitalienische Bischof noch keinerlei italienische Gesinnung besaß, auch wenn er dann unter „omnes Itali“ alle Bewohner des Landes versteht – auch bei ihm ist der nur geographische Begriff für Italien noch vorherrschend. Sagt er doch in der *Apodosis* (II, 9), daß König Berengar 899 den Heerbann gegen die Ungarn versammelt habe, und zwar die Italiener, Tusker, Volsker, Cameriner, Spoletaner. Er versteht unter den Italienern also die Oberitaliener, genau so wie er in der *Geschichte Ottos d. Gr.* (c. 9) die Bischöfe Italiens von denen Tusziens und von den Bischöfen des römischen Sprengels scheidet – man sieht aus seiner Aufzählung der Bischöfe, daß er Aquileja, Mailand, Ravenna, Parma, Cremona und Reggio zu diesem Italien rechnet. In demselben Werk nennt er (c. 21) nebeneinander die *episcopi Romani* und die *episcopi Italici*, dann Lothringer und Sachsen. Für Liutprand fällt das einstige langobardische Reich mit Italien zusammen. Sollte sein italienisches Gefühl langobardischer Herkunft gewesen sein? Das hat Fedor Schneider und nach ihm Elisabeth Pfeil, zuletzt dann Martin Lintzel gemeint.¹ Aber die Äußerungen Liutprands lassen sich nicht auf einen Nenner bringen; sie sind, wie Lintzel richtig betont hat, propagandistisch und deshalb von Fall zu Fall verschieden. Für ein spezifisch langobardisches Gefühl im Gegensatz gegen Rom war damals doch wohl die Zeit schon vorüber, und ich kann mir auch nicht denken, daß Liutprand sich nur auf die Seite Ottos des Großen, nicht aber auf die des Kaisertums gestellt hätte. Gerade wenn man nicht einzelne Äußerungen herausgreift, sondern die ganze Stellung in der Zeit nimmt, wird man

der Ausgabe von Gaiter I S. 337). Er unterscheidet also noch *Lombardei* und *Italien*.

¹ Fedor Schneider, *Rom und Romgedanke*, München 1926, S. 197; Elis. Pfeil, *Die fränkische und die deutsche Romidee im frühen Mittelalter*, Berliner Forsch. z. mittleren und neueren Geschichte 3, 1929; Martin Lintzel, *Studien über Liutprand von Cremona*, Berlin 1933, S. 59 ff. Vgl. dazu R. Holtzmann, *Hist. Zeitschr.* 149 S. 573.

Liuprandt keine Sonderrolle zuschreiben dürfen. Ist doch auch er vom Romgedanken beherrscht, vielleicht mehr literarisch als politisch, aber zu seiner Zeit war eine langobardische Linie wohl ebenso unmöglich wie eine italienische oder eine altrömische. Liutprand fügte sich dem Druck der politischen Verhältnisse; auch für ihn war das Kaisertum Ottos des Großen sowohl Rettung wie notwendige Verwirklichung der christlich-römischen Idee. Was das Kaisertum auch für die Italiener bedeutete, zeigt sich in der langen Reihe von grundsätzlichen Anerkennungen von Karl dem Großen bis ins 15. Jahrhundert hinein.

Aber die Erhebungen oberitalienischer Großen zum Königtum im Gegensatz gegen Karolinger und dann gegen Heinrich II. haben wiederholt die Meinung hervorgerufen, daß es sich schon hier, also Ende des 9. und dann wieder Anfang des 11. Jahrhunderts, um erste, vielleicht noch unbewußte Äußerungen des italienischen Nationalgefühls handle. Man wird scheiden müssen sowohl zwischen den Versuchen ehrgeiziger Großer, die ihre neu zu begründende Herrschaft mit Ablehnung der ausländischen Herrscher zu beschönigen suchen und dabei ihren Panegyriker finden, als auch zwischen den altrömischen Ansprüchen des stadtrömischen Adels, der sich und Rom zu eigenem Nutzen wieder groß machen will, und wirklichen nationalen Stimmungen. In diesen Usurpatoren langobardischen oder fränkischen oder burgundischen Stammes war gewiß der Wunsch nach dem Besitz eines italienischen Königtums, wie es das langobardische gewesen war, lebendig, aber daß sie dabei von Italien, von nationaler Einheit, von gesamtitalienischen Empfindungen ausgegangen seien, erscheint nicht recht wahrscheinlich. Berengar, der 888 zum König von Italien gewählt wurde, hatte seine Wähler und Anhänger unter den oberitalienischen weltlichen und geistlichen Großen langobardischer Herkunft. Aber seine Gegner kamen aus derselben Schicht, und noch auf lange Zeit hinaus haben diese Großen je nach ihrem Vorteil ihre Stellung gewechselt; irgendein sicheres Zeichen, daß sie noch langobardisch oder bereits italienisch dachten, gibt es nicht. Aber hat nicht ein oberitalienischer Dichter in dem „Carmen panegyricum“ Berengar als den italienischen König gefeiert? Dieses zwischen 915 und 924 entstandene Gedicht stammt wohl von einem Grammatiker, der sich

den Dank Berengars verdienen wollte; italienisch, dem neuen Volkstum entsprechend, ist kaum etwas in diesem Gedicht. Es ist im Geiste altrömischer Erinnerungen geschrieben – der Dichter spricht deshalb von Ausonia oder Hesperia, wenn er Italien meint, spricht von Latium, von Latini und Etrusci. Seine Absicht ist, die römischen Dichter, die er gut kennt, nachzuahmen, er schreibt sie an einzelnen Stellen auch direkt aus. Er ist ein später Römer, nicht aber ein neuer Italiener. Nun liegt in diesem Gedicht immerhin ein Stück Patriotismus, der sich von der Vergangenheit her orientierte; in der Geschichte des Romgedankens spielt es seine Rolle.¹ Aber es ist nicht anzunehmen, daß hinter diesem Gedicht mehr stand als ein auf Dank und Lohn begieriger einzelner Dichter – die Städte gehörten nicht zu Berengars Anhängern, und die Großen dieser Zeit waren keine italienischen Patrioten. Wido von Spoleto, Hugo, Lambert und Berengar II. gehören in die gleiche Gruppe: Herrscher, die den Ehrgeiz haben, Italien zu beherrschen, aber nicht aus italienischer Gesinnung, sondern lediglich aus der Selbstsucht des Herrschens heraus. Zwar kämpft für Berengar II. ein Mann, der italienisches Gefühl besitzt und jede Verbindung mit dem Ausland verwirft: Bischof Atto von Vercelli. Aber seine Abneigung gegen die Fremden zeigt keine italienisch positive Seite; in seiner für Berengar II. geschriebenen Schrift „Polypticum“ kommt ein nationaler Begriff von Italien oder von einem italienischen Volke nicht vor. Stellt man diese Schrift auch neben die Gesta Berengarii, so sind sie doch nur der Ausdruck von Einzelgesinnungen höfischen Charakters ohne weiteren Widerhall.² Noch im 13. Jahrhundert

¹ Vgl. die Ausgabe des Gedichts in den M. G. Poetae lat. IV. Dazu P. Hirsch, Die Erhebung Berengars I. von Friaul zum König von Italien. Straßb. Diss. 1910. Ferner E. Dümmler, Die Gesta Berengarii imperatoris, Halle 1871.

² Atto von Vercelli erhielt 1885 in einer Göttinger Dissertation von J. Schultz eine Biographie, der eine Übersetzung des Polypticon beigelegt ist. Ob diese Schrift wirklich von Atto stammt, ist von Ebert, Gesch. der mittelalterlichen Literatur III S. 369 bestritten worden, aber Schultz und Georg Goetz (Ber. d. sächs. Ges. der Wissensch. 1896 S. 75–78) treten für Atto als Verfasser ein. – Es sei hier angefügt, daß man in Bobbio grollte, als Gerbert – der spätere Papst Silvester II. – um 982 für den Posten des Abtes einem Italiener vorgezogen wurde, und man warf ihm dabei vor, daß er im Dienste des „Barbarenkaisers“ gestanden habe. Vgl. Migne, Patr. lat. 139, Epist. 11, 5.

sagte Brunetto Latini in seinem *Tresor* (Ausg. Chabaille I p. 2 c. 91) von Berengar II., daß er ein schlechter Tyrann, grausam gegen Gott und die Welt gewesen sei; nach ihm sei das Kaisertum „per divina necessitate“ an die Deutschen gekommen, und Otto der Große sei ein vortrefflicher Herrscher gewesen. Solche geschichtliche Betrachtung des Florentiner Gelehrten zeigt, daß Berengar nicht als nationale Größe angesehen wurde.

Die Großen des Landes blieben im 10. und 11. Jahrhundert ihrer Politik treu, nämlich mit dem Herrscher zu gehen, der ihnen die meisten Vorteile bot. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, wie Bischof Atto im Gegensatz zur Masse seiner geistlichen Amtsgenossen einer war, sind die geistlichen und weltlichen Großen der Zeit von jedem Gedanken an eine nationalitalienische Politik frei. Das zeigt z. B. auch die Wahl Arduins von Ivrea zum König von Italien im Jahre 1002: er wird von geistlichen und weltlichen Großen der Lombardei gewählt, die im eigensten Interesse einer deutschen Oberherrschaft widerstreben. Aber ein Teil der Bischöfe war stets gegen ihn: auf deutscher Seite standen Männer wie der Erzbischof Arnulf von Mailand und sein künftiger mächtiger Nachfolger Aribert, ebenso Bischof Leo von Vercelli, und zu den Städten, den wahren Trägern italienischen Lebens, hatte Arduin nur ein feindseliges Verhältnis – nur Lucca stand im Streit auf seiner Seite. Er lebte nach salischem Recht – er stammt also aus zugewandertem fränkischen Adel und er wurde erst von Otto III. zum Markgrafen von Ivrea ernannt. Seine Anhänger, deren Zahl nie groß war, haben meist germanische Namen, z. T. sind sie Burgunder. Daß sich Arduin bei seinem Widerstand gegen einen deutschen Herrscher als Vertreter italienischer Belange fühlte oder ausspielte, ist begreiflich, besagte aber noch nicht, daß er nationale Forderungen weiterer Kreise vertrat – man wußte wohl, daß er auch in der kurzen Zeit seiner Macht nur an das eigene Schicksal und vielleicht noch an das seiner Standesgenossen dachte.¹ Man hat ihn dennoch

¹ Für Arduin vgl. R. Holtzmann, Die Urkunden König Arduins, N. Archiv 25; Hartmann, Gesch. Italiens IV, 1; Gerh. Graf, Die weltlichen Widerstände in Reichsitalien gegen die Herrschaft der Ottonen und der ersten beiden Salier (Erlangen 1936); Bloch, Beiträge zur Geschichte des Bischofs Leo von Vercelli, N. Arch. 22. – Caggese lehnt in seinem *Alto medio evo* (1937) jede nationale Tendenz Arduins ab.

den letzten nationalen oder italienischen König genannt, aber daran ist doch nur richtig, daß er in Italien geboren war (wenn auch nicht aus italienischem Stamme), das Regnum Italiae beherrscht hat und daß ein Teil der norditalienischen Großen eine Weile zu ihm stand. Diese Großen haben dann an Stelle Arduins keineswegs einen Italiener, sondern einen Burgunder zu wählen gestrebt, und 1024 nahmen sie französische Kandidaten in Aussicht. Die von Arduin entfachte Bewegung war um der eigenen Herrschaft willen deutschfeindlich. Daß solcher Widerstand gegen fremde Herrscher einen Widerhall fand, liegt im Wesen jeder Fremdherrschaft, aber es sind keine Anzeichen vorhanden, daß man diesen Widerhall als eine nationale Bewegung bezeichnen könnte. Weit eher ist der erste nachweisbare antikaiserliche Aufruhr in Pavia 1024, nach Heinrichs II. Tod, ein Beweis, daß aus lokalen Ursachen¹ Bewegungen entstanden, die mit der Zeit und als die Städte sich ihres dauernden Gegensatzes zur kaiserlichen Politik bewußt wurden, unaufhaltsam zu einem nationalen Gegensatz gegen das Kaisertum führten. Auch Ravenna erhob sich 1026 gegen Konrad II., aber alle anderen Städte fügten sich willig unter den neuen Herrscher – eine allgemeine Bewegung war also noch nicht vorhanden und ist auch bis zur Zeit Friedrich Barbarossas nicht vorhanden gewesen.

Man wird auch die immer neuen Aufruhrbewegungen des römischen Stadt- und Landadels gegen die deutschen Kaiser nicht mit nationalen Absichten verbinden dürfen – sie richten sich heute gegen den Kaiser, morgen gegen den Papst, und sie dienen, auch wenn nun von einer *Renovatio imperii* gesprochen wird, immer nur den Herrschaftsgelüsten römischer Adelsparteien, die ihren Aufstieg und ihre Unabhängigkeit, die zumeist für Rom doch nur das Chaos bedeutete, mit der Wiedererweckung alter Größe gleichsetzten.

In allen diesen Bewegungen liegt freilich seit der späteren Karolingerzeit in der Tiefe ein begreifliches Moment: der Widerstand gegen die Fremdherrschaft.² Er geht zuerst von lokalen

¹ So wenigstens hat Graf (s. vorige Anmerkung!) S. 82 den Ursprung des Aufruhrs zu deuten versucht.

² Insofern hat G. Graf a. a. O. S. 107 recht, wenn er von einer „allen gemeinsamen seelischen Grundrichtung“ spricht. Aber er vergißt dabei, daß

Gewalten aus, wird aber mit der Zeit eine Angelegenheit immer weiterer Kreise des Landes, je mehr die Politik der deutschen Kaiser in Gegensatz zu den natürlichen Bedingungen Italiens tritt. Dem Namen nach regierte zwar ein „römisches“ Kaisertum, aber es lag doch in den Händen einer fremden Nation, und so fehlte die innere Verbundenheit der Untertanen mit ihrem Herrscher, auch wenn man den deutschen Königen nicht ganz selten die Herstellung des inneren Friedens zu danken hatte. Der Mönch Benedikt vom Andreaskloster auf dem Sorakte gab solcher Stimmung gegen die Fremden „nicht lange nach 972“ Ausdruck – P. E. Schramm hat die Stelle zum Abdruck gebracht (Kaiser, Rom und Renovatio II, S. 66 f.) – unzweifelhaft ist da ein nationales Empfinden sichtbar. Lasteten aber auf den ober- und mittelitalienischen Städten Verpflegung und Bezahlung der fremden Heere, kamen Übergriffe und Ausschreitungen der Fremden hinzu, wie sie mit den Römerzügen der deutschen Könige unvermeidbar verbunden waren, trieben die Deutschen eine Politik nach heimischen Maßstäben, so erwachte der Gegensatz, auch wenn er zuerst noch kaum von einer bewußt nationalen Tendenz begleitet war. Das gilt zum Beispiel für den schon erwähnten kurzlebigen und rein lokalen Aufstand Pavias gegen Konrad II. und gilt bis zum Investiturstreit wohl für alle Zusammenstöße des Kaisertums mit italienischen Machthabern. Aber daß sich schließlich aus solchen Zusammenstößen der grundsätzliche Widerspruch entwickelte, daß hier die Keime nationalen Bewußtseins lagen, ist freilich gewiß.

Der Investiturstreit überträgt den Gegensatz des Papsttums gegen das Kaisertum auf alle, die zu Parteigängern des Papstes wurden. Schon unter Kaiser Heinrich III. gab es Widerstand gegen die von ihm eingesetzten deutschen Bischöfe. Aber erst der Investiturstreit verband kirchliche und städtische Beschwerden zu einer Einheit. Gregor VII. schlägt italienische Töne an (wenn auch nicht eigentlich nationale, aber doch den Widerstand gegen die fremden Herrscher verstärkende), wenn er 1081 die Zuversicht ausspricht, daß alle Italiener dem hl. Petrus gegen

sie nicht allen gemeinsam war; diejenigen, die zur kaiserlichen Partei hielten, nahmen an der Fremdherrschaft keinen Anstoß.

den Kaiser anhängen.¹ Zu anderer Zeit unterschied er sehr deutlich die Lombardei (Longobardia) von anderen Gebieten Italiens, und die „langobardischen Bischöfe“ sind ihm wie auch für Bonito im Liber ad amicum ein ständiger Begriff für die Kirchenfürsten der Lombardei. 1075 spricht er von der Schlechtigkeit derer, zwischen denen er wohnen muß: „Romanos videlicet, Longobardos et Normannos“,² 1080 von den „Normannis, Tuscis ac Longobardis“, und im gleichen Jahre zählt er einmal auf: „Normanni, Tusci, Longobardi et Ultramontani“.³

Von einer Seite her war jedenfalls durch den Investiturstreit der Weg eröffnet, der zum „guelfischen“ Italien führen sollte. Aber in den Städten selber entwickelte sich in der gleichen Zeit, als sie sich von ihren bischöflichen Stadtherren befreiten und ihre wirtschaftlich-politische Unabhängigkeit zu behaupten strebten, eine neue Gesinnung, die von ihren eigenen Interessen und sehr bald auch von Lokalpatriotismus ausging – die Wahrung des eigenen Vorteils, der Ehrgeiz der aufstrebenden Gemeinwesen, die Konsolidierung des neuen Volkstums in den Kommunen verband sich mit römischen Überlieferungen und schuf zunächst den italienischen Stadtbürger, im Wesen aber auch den neuen Italiener, der sich alle fremden Elemente jetzt endgültig assimilierte. Der in den Städten sitzende oder auch noch zuwandernde, zum größten Teile einst langobardische niedere Adel übernahm mit den Resten der römischen Grundbesitzer die Führung, wuchs aber dabei so ganz in das städtische Bürgertum hinein, daß er den Geist der Kommune nicht nur aufnahm, sondern ihn in den Kampfzeiten gegen die alten Stadtherren und bei der ersten Ausgestaltung der Stadtverfassung durchaus verkörperte.

Warum sind die italienischen Städte zu Trägern des italienischen Gefühls geworden? Weder von den geistlichen Herrschern, die oft ebenso stark mit den Interessen des hohen oder niederen

¹ Jaffé, Mon. Gregoriana S. 474.

² Ebd. S. 164.

³ Ebd. S. 440. Weder bei Gregor noch bei Bonito sind die geographischen Begriffe eindeutig. Gregor rechnet das eine Mal Reggio zur Lombardei, dann zur Emilia, die er neben die Lombardei und die Pentapolis stellt. Dann versteht er auch unter Longobardia ganz Oberitalien, wie es Bonito gelegentlich ebenso tut (ebd. S. 643, 655).

Adels außerhalb der Städte verbunden waren wie mit der übernationalen Kirche und ihren Klerikern, noch von diesem Landadel, der sich eben erst aus langobardischem, fränkischem und deutschem Blut zum Italienertum entwickelte, war ein italienisches Gemeingefühl zu erwarten – hier lebte nur der Drang nach Stärkung der Macht, nach Sicherung der Vorrechte, nach Unterdrückung jedweden Gegners. Hier fehlte noch mehrere Jahrhunderte lang jede vereinende Idee. Und nicht einmal dies kann man von diesem Adel behaupten, daß er dennoch starke positive Kräfte der nationalen Entwicklung in sich getragen hätte; da seine Herrschaft im Feudalismus wurzelte, so widerstrebte er einer Entwicklung, die man als die eingeborene italienische bezeichnen kann: die von altrömischen Überlieferungen, vom römischen Rechte, vom städtischen Leben herkam und in allen Umformungen das geschichtliche Gesetz des Landes zum Ausdruck brachte. Allein in den Städten und in ihrem Laientum ruhte die Möglichkeit nationaler Entfaltung. Denn in den Städten des Nordens und der Mitte, z. T. auch des Südens, war trotz räumlich getrennter Entwicklung etwas Gemeinsames, alle einzelnen Umspannendes vorhanden, in der Politik wie in der Wirtschaft, und hier war auch eine geistige Gemeinschaft im Werden, die sich ihres besonderen Daseins und großer Ziele bewußt werden konnte. Trotz allen inneren und äußeren Kämpfen lag in diesen städtischen Bürgerschaften eine Einheit des Vorwärtstrebens, die naturgegeben war.

Nur glaube man nicht, daß die Städte mit solchen Gedanken begonnen hätten! Sie werden zu Schöpfern italienischen Geistes durch den Aufbau eines Daseins, das den Lebensbedingungen des neuen Volkstums entsprach und aus alten Überlieferungen und Gegenwartsnotwendigkeiten hervorwuchs und das dem eigentlich italienischen Wesen freieren Spielraum gewährte als irgendeine andere politische, soziale und wirtschaftliche, zuletzt auch geistige Lebensform. Hier arbeitet schon der italienische Geist, noch ehe er von irgend jemand erfaßt wurde: die Kunstwerke der Städte haben ihren besonderen italienischen Charakter, wie ja auch in allen anderen Ländern damals das nationale Element in der Kunst sichtbar wird: nirgends konstruiert man einen nationalen Stil und schafft ihn dennoch aus unbewußter,

eingeborner Einstellung heraus. So kann man sagen: der nationale Geist ist bereits in den ersten großen Kunstwerken der Städte, in SS. Apostoli in Florenz schon im 9. Jahrhundert, in den Domen zu Pisa und Modena, in San Miniato über Florenz, in S. Maria della Pieve in Arezzo usw. im 11. Jahrhundert und dann in zunehmender Fülle in den Bauten des 12. Jahrhunderts vorhanden, ohne daß er sogleich als spezifisch italienisch, als Ausdruck des neugewordenen Volkes begriffen worden wäre. Noch fehlt eine neue verbindende Überlieferung, noch fühlen sich bis zum 12. Jahrhundert die europäischen Völker zu sehr als Glieder der einen weltumfassenden christlichen Familie, als daß sie ihre Individualität in vollem Umfang hätten entdecken können. Aber wie in Spanien der Kampf gegen die Araber ein christlich-kriegerisches Gemeingefühl hervorrief, wie in Süditalien die Abwehr der Araber unter normannischer Führung zu einer gemeinsamen Front führte,¹ so war in Ober- und Mittelitalien der Gegensatz gegen das deutsche Kaisertum ein Erwecker von Empfindungen, die aus politischen und wirtschaftlichen Gegensätzen zur Forderung nationaler Unabhängigkeit führen sollten. Eine Zeit des keimenden, aber noch kaum sichtbaren nationalen Gefühls geht überall dem vollen Bewußtwerden voraus.

Die Zeugnisse solcher neuen Stimmung sind noch nicht sehr zahlreich. Denn im 11. Jahrhundert beherrscht die Kaiseridee doch noch die Gemüter – die Erneuerung des Kaisergedankens durch Otto III. und Papst Silvester II. hat Vorkämpfer im Lande gefunden,² und der Romgedanke war schwer vom Kaisertum abzutrennen. Der Investiturstreit löste freilich gewisse innere Bindungen: der gegen das päpstliche Kirchenregiment ankämpfende Kaiser verlor nach kirchlicher Ansicht seine Herrscherrechte über Italien. Und stand er auf Seite der großen Herren, so fühlten die Städte den Gegensatz ihrer wirtschaftlichen und politischen Interessen gegenüber dem Kaiser immer mehr – jedes Wachstum der Städte bedeutete Vermehrung des Zwiespalts.

¹ Fed. Ciccaglione, *La Sicilia nella formazione e nello sviluppo del sentimento nazionale italiano* im Arch. stor. per la Sicilia orientale 28 (1932).

² Vgl. P. E. Schramm, *Kaiser, Rom und Renovatio* I S. 253 ff., zählt die ital. Anhänger der Kaiseridee auf.

Was einem allgemeinen italienischen Nationalgefühl auch jetzt noch im Wege stand, war der zunächst nur auf Stadt und Territorium beschränkte Gemeinschaftssinn: ein ungezügelter Partikularismus beherrschte die Gemüter, und hie und da – wie zwischen Florenz und Fiesole, dann zwischen Florenz und Pisa – ist es ein Kampf auf Leben und Tod, wobei jedes italienische Gefühl zu fehlen scheint. Und in der Lombardei ist es nicht anders – manche Stadt geht lieber mit dem Kaiser als mit Mailand – der gegenseitige Haß ist grenzenlos. Trotzdem keimt in allen diesen Kämpfen das italienische Gefühl empor. Denn es sind die führenden Städte, die, indem sie gegen das Kaisertum kämpfen, die Sache der Unabhängigkeit für alle führen – die kaiserlich gesinnten suchen dabei ja auch nur nach Vorrechten, die ihre Unabhängigkeit stärken. Der Haß gegen die Fremden wächst überall, je länger diese Kämpfe dauern; das Sichabheben von den Deutschen ist einer der Gründe für die weitere Entwicklung eines italienischen Nationalbewußtseins, wie im 13. Jahrhundert auch der Gegensatz gegen die Franzosen in gleicher Richtung wirkte. Das Sichabheben von den Nachbarn des Landes, die so oft auch die natürlichen Feinde waren, ist überall eine Quelle des Nationalgefühls; die deutschen Herrscher, ihre Heere und ihre Beamten reizten drei Jahrhunderte lang das Selbstgefühl der Beherrschten, und daraus entstand notwendig ein gemeinsames Empfinden aller Italiener des Nordens und der Mitte, je mehr man sich der städtischen Unabhängigkeit und des Wertes der neuen städtischen Verfassungen bewußt wurde. Es dauerte eine Weile, bis der städtische Geist zur Entfaltung kam, aber im Kampf mit den Staufern fühlte man, trotz Aufrechterhaltung des Kaisergedankens, instinktiv das eigene Recht und die Tiefe der Gegensätze. Von Friedrich Barbarossa bis zu Friedrich II. waren die Staufer die Erzieher zur „italianità“. Über den Lokalpatriotismus erhebt sich ein neues Allgemeineres: ein gemeinsamer Gegensatz gegen den Feind der städtischen Entwicklung, bei der das Schicksal Italiens lag. Das ist damals noch nie in klare Worte gefaßt worden, aber der Instinkt der aktivsten Kräfte des damaligen Italiens durfte städtische Freiheit und italienische Entwicklung gleichsetzen. Man kann von diesem Zeitalter des ausgeprägtesten Lokalpatriotismus sagen, daß sich, noch fast

unbewußt, aus allen städtischen Egoismen dennoch eine große Gemeinschaft italienischen Lebens entwickelte; sie beruht in der Gleichartigkeit der städtischen Verfassungen, des wirtschaftlichen Lebens und, seit dem 13. Jahrhundert, der geistigen und künstlerischen Kultur, sie beruht auch trotz einiger kaiserlich gesinnter Städte und innerstädtischer Parteiungen in dem Gegensatz gegen die fremde Herrschaft. Auf diesem Grunde wächst ein gemeinsamer Geist, der sich seines Wertes und seiner Rechte immer mehr bewußt wird.

Die Belege für das Wachstum nationaler Instinkte werden seit dem Investiturstreit und seit der zunehmenden Freiheit der Städte zahlreicher und deutlicher, und sie gehören fast alle dem städtischen Boden an. Kurz nach 1077, als die Normannen Salerno erobert hatten, spricht Erzbischof Alfano von Salerno in einem Gedicht von den deutschen Barbaren – aus dem Gegensatz entsteht die Besinnung auf sein höheres Volkstum.¹ Das pisanische Gedicht auf den Seesieg von 1087 feiert den Tod des Ugo Visconte – also eines Mannes, der offenbar aus einer vizegräflichen langobardischen oder fränkischen italianisierten Familie stammt – mit den Worten: „*Pisani nobiles ponent in sepulcrum patrium, Te Italia plorabit legens epitaphium*“. Daß in Pisa der italienische Gedanke lebendiger wurde, zeigt in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts auch der Kleriker Guido von Pisa, der 1118 oder 1119 eine geographische Weltbeschreibung für seine Mitbürger herausgab. Zwar nimmt er nur, als er auf Italien zu sprechen kommt, eine ältere Stelle – aus dem Philosophen Cratorius – wörtlich auf, aber es muß doch wohl seinen eigenen Gefühlen entsprochen haben, wenn er in seinen sonst nüchternen Text eine Stelle aufnimmt, in der Italien als edler, anmutiger, fruchtbarer, reicher und mächtiger als alle anderen Länder bezeichnet wird, weshalb griechische und lateinische Schriftsteller es nicht nur beschrieben, sondern es „*laudabiliter ac triumphaliter*“ besungen hätten.² So sagte dann in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts Brunetto Latini: „*Italia è migliore paese che Francia*.“

¹ Wichtig ist auch die von Fedele entdeckte Klage über Italien aus Montecassino, 2. Hälfte 11. Jahrh.s (Bull. dell' Ist. stor. ital. 47 S. 15).

² Diese Stelle (§ 56) ist gedruckt in der Ausgabe des Ravennatis Anonymi *Cosmographia et Guidonis Geographica* von Pinder und Partley, Berlin 1860.

Reichlich sind diese Zeugnisse noch nicht, und das älteste Gedicht in italienischer Sprache, das etwa nach der Mitte des 12. Jahrhunderts anzusetzen ist, gibt noch die merkwürdige Aufstellung: „Nè Latino, nè Tedesco, Nè Lombardo, nè Francesco.“² Und große Folgen von geschichtlichen Aufzeichnungen wie die Genueser Annalen oder die venezianischen Geschichtsquellen kennen bis zum Ausgang des 13. Jahrhunderts nichts anderes als den Stolz auf Genua oder Venedig. Man hat gesagt, daß die Kreuzzüge die Bewußtheit der einzelnen Nationen gesteigert haben und daß die Italiener der verschiedensten Provinzen sich als eine nationale Einheit gegenüber den andern hätten fühlen lernen.¹ Es mag auch hier in diesem Sichbegegnen der Nationen ein Moment der Entwicklung liegen, aber man darf doch nicht außer acht lassen, daß die Rivalitäten der italienischen Seestädte gerade damals im Orient zu den heftigsten Auseinandersetzungen geführt haben und daß Venetianer, Pisaner und Genuesen nur an ihren Vorteil, nicht aber an gemeinsame italienische Interessen gedacht haben. Mißlang doch selbst der kurzlebige Versuch, die dauernden Streitigkeiten der Kaufleute Venedigs, Genuas und Pisas in Akkon durch ein gemeinsames Schiedsgericht beizulegen! Die italienischen Kaufleute, die seit dem 12. Jahrhundert nach Frankreich, Flandern, England, Deutschland usw. mit orientalischen und florentinischen Waren zu wandern begannen, lernten die Unterschiede der Nationen wohl mindestens so gut in Europa wie im Morgenlande kennen. Die Herrschaft der deutschen Kaiser in Italien mit ihrer Förderung des Feudalwesens, mit ihrem Wunsch nach Ausnutzung der Städte als Geldquellen, mit ihrem Mangel an Verständnis für die besondere wirtschaftliche Entwicklung der Städte war im 12. Jahrhundert wohl der stärkste Anlaß, sich des Gegensatzes zu den Fremden und der Eigenart des italienischen Lebens bewußt zu werden. Der Kampf mit Friedrich Barbarossa ist ein Höhepunkt

¹ Studi medievali, N. S. I S. 269. Dabei sei auf das Schreiben des Bischofs von Havelberg an Papst Eugen III. von 1136 hingewiesen: er läßt 3 gelehrte „Latini“ an einer Disputation in Konstantinopel teilnehmen, der eine „Veneticus natione“, der zweite „Pisanus natione“, der dritte „Italus ex civitate Pergamo“. Grabmann, Die scholast. Methode II S. 73 A. 3.

² Pertile, Storia del diritto italiano II, 1^a S. 5.

in dieser Entwicklung, und die lombardische Liga der Jahre 1167–1177 scheint der erste Vorstoß solcher nationalen Bewußtheit zu sein. Ganz trifft freilich auch diese Annahme nicht zu. Auch der lombardische Bund ging von eigenen und engeren Interessen aus – der erste Vertrag vom März 1167 enthält ebenso wie die vorangehenden Abmachungen zwischen Mantua, Cremona und Brescia kein Wort von Italien, sondern verpflichtet nur zu gegenseitiger Verteidigung ihrer Freiheiten.¹ Als man das kaiserlich gesinnte Lodi zum Anschluß an die Liga zu bringen suchte, sprach man von der Ehre und der Verteidigung der Lombardei; als der Bund sich im Dezember 1167 auf 16 Städte vermehrte (darunter Venedig), verpflichtete man sich, keine höheren Lasten tragen zu wollen als zur Zeit Heinrichs V.; von Italien ist darin nicht die Rede, ja nicht einmal von Oberitalien oder der Lombardei – es sei denn in geographischer Abgrenzung –, sondern nur von den einzelnen Städten, die jede gegenseitige Feindschaft einstellen, sich ihren Besitz sichern und nur gemeinsam Frieden schließen wollen. Einzelne frühe Urkunden der Liga enthalten sogar noch die Formel „salva fidelitate imperatoris“. Aber seit Papst Alexander III. 1170 in den Kampf eingetreten war und den Kaiser gebannt hatte, seit hinter dem Papst auch der König des normannischen Reiches stand, war es doch ein Kampf Italiens gegen den Kaiser – nur Toskana nahm so gut wie keinen Anteil daran. So konnte der Papst am 11. April 1177, ehe er nach Venedig ging, in Ferrara sagen, daß der lombardische Bund für die Kirche und für die Freiheit Italiens gekämpft habe. Das nahmen die Gesandten des Bundes auf: sie antworteten dem Papst (dessen Verhandlungen mit dem Kaiser sie mißbilligten), daß sie „pro honore et libertate Italiae et Romanae ecclesiae dignitate servando“ gegen den Kaiser gekämpft, daß sie sich dem kaiserlichen furor mit ihren Waffen und Körpern entgegengestellt hätten, damit dieser nicht die Kirche und Italien zerstöre; um der Ehre Italiens, um der Würde der Kirche willen hätten sie jede Verhandlung mit dem Kaiser abgelehnt. Sie seien aber zum Frieden mit dem

¹ Die im folgenden benutzten Urkunden stehen bei Vignati, *Storia diplomatica della Lega Lombarda*, 1857. Über die wiederholt bei den Städten des Lombardenbundes vorkommenden Formeln „salvo honore imperatoris“ usw. vgl. Graf, *Weltl. Widerstände in Reichsitalien* S. 108 A. 20.

Kaiser bereit „salvo Italiae honore“ und „libertate nostra integra remanente“. Hier also, nach der Schlacht von Legnano, fällt zuerst das Wort von der Freiheit Italiens, und zwar von seiten des Papstes, dann erst aus dem Munde der lombardischen Gesandten. Erzbischof Romuald von Salerno hat uns dies als Augenzeuge berichtet – ob die Worte genau so gesprochen sind, bleibe dahingestellt, aber auch als persönliche Anschauung Romualds wären sie bedeutsam; er hat die lombardischen Städte getadelt, daß sie aus gegenseitiger Eifersucht „se Teutonicorum servituti misere subdiderunt“. Da in keiner der zahlreichen Urkunden des Lombardenbundes 8 Jahre lang von Italien und von der Kirche die Rede gewesen ist, so ist die Annahme wohl richtig, daß der Papst die Freiheit der Kirche und die Freiheit Italiens gleichsetzte, um seiner Politik die Zustimmung des Lombardenbundes zu sichern. Auch in den Friedensverträgen von Venedig kommt das Wort Italien nicht vor. Von einer bewußt italienischen Politik wird man weder beim Papst noch bei den Städten sprechen können.¹ Wie der Papst sich rasch wieder mit dem Kaiser verständigte, so schloß auch Mailand 1185 ein Bündnis mit dem Kaiser, und als die Hochzeit des Kaisersohnes mit der Erbin des Normannenreiches im gleichen Jahre in Mailand stattfand, schien alle Feindschaft in allgemeiner Freude ausgelöscht zu sein. Einige lombardische und toskanische Städte waren immer auf Seite des Kaisers geblieben, und für die beiden Geschichtsschreiber aus Lodi, Otto und Acerbo Morena, kam die kaisertreue Haltung in allen Kämpfen aus einer unerschütterlichen politischen Gesinnung.² Bis in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts bleibt bei zahlreichen italienischen Geschichtsschreibern der Patriotismus auf die eigene Stadt beschränkt. Selbst als der Kampf mit Heinrich VI. ausbrach und der Lombardische Bund 1198 erneuert wurde, spürt man nichts Nachhaltigeres und nichts von einer allgemeineren Bewegung, obwohl es doch noch einmal,

¹ Immerhin sei darauf hingewiesen, daß Mailand nach der Schlacht bei Legnano an Bologna über den Sieg berichtet, daß eine gewaltige Beute gemacht sei, von der sie aber wünschen, daß sie an den Papst und die *comunia Italicorum* falle. – Zu der ganzen Frage vgl. Ficker, *Forschungen z. Reichs- und Rechtsgeschichte Italiens* II S. 266 ff., S. 377 ff.

² Vgl. Güterbock im *Arch. stor. ital.* Ser. VII Bd. 13 S. 72.

wie dann auch unter Friedrich II., um Unterdrückung oder Freiheit ging.¹ Papst Innocenz III. hat, als er 1198 und 1199 zum Kampf gegen Markward von Anweiler aufrief, die Befreiung von deutscher Knechtschaft ein paarmal ausgespielt, hat 1200 und 1201 den Zwiespalt der Städte in den Marken beklagt, wiederholt von „profectus et honor Italiae“ und von den Barbaren gesprochen, aber wenn das Echo offenbar nicht stark war, so lag es wohl an dem Mißtrauen gegen die päpstliche Politik, die ihre eigenen Ziele verfolgte und mit den Städten nur dann zusammenging, wenn sie ihrer Hilfe bedurfte. Vielleicht allerdings hat der Papst die Kundgebung eines Patrioten hervorgerufen: Magister Boncompagnos Schrift „De obsidione Anconae“ sollte wohl der päpstlich-italienischen Politik dienen und den Haß gegen die Deutschen schüren.² Zwar ist die Schrift nicht gegen die Deutschen geschrieben; nach dem Prolog will Boncompagno nur die Erinnerung an eine große Tat festhalten. Aber ein paar Stellen zeigen seine Gesinnung, vor allem die Worte: „nam opinio me in hanc trahit sententiam, ut non credam Italiam posse fieri tributariam alicui nisi ex Italicorum malitia procederet ac livore; in legibus enim habetur, quod Italia non est provincia, sed domina provinciarum.“³ So ähnlich hatte auch Innocenz III. gesprochen: weil Italien der Sitz des Papsttums und des Kaisertums sei, habe es den Primat „super universas provincias“. Aber sein „tota Italia“, „tota patria“ stand für ihn doch nur unter dem kirchlichen Gesichtspunkt, und deshalb wechselte seine Haltung gegenüber der deutschen Fremdherrschaft wiederholt nach den Interessen der päpstlichen Politik. Der Verfasser der *Gesta In-*

¹ J. Ficker a. a. O. S. 268 glaubt 1198 „eine nationale Parole“ zu finden, wenigstens im Augenblick, er sagt aber, daß sich in den Akten des Lombardischen Bundes keine Stelle mit nationaler Tendenz zeige.

² Dabei bewunderte Boncompagno Venedig, verachtete aber die gesunkenen Römer. Vgl. Sutter, Mag. Boncompagno c. 1.

³ Die Schrift entstand wohl zwischen 1198 und 1200 und sie bezieht sich auf die erfolglose Belagerung Anconas durch Christian von Mainz 1173. Zum deutschen Heere stießen damals auch Venezianer, Toskaner, Spoletaner, Romagnolen und städtische Aufgebote der Marken. Die Gelegenheit, die Deutschen anzuklagen, war also nicht ganz günstig, doch verurteilt Boncompagno diese Kriegshilfe von Italienern gegen Ancona. Vgl. die Ausgabe der Schrift durch Zimolo im neuen Muratori Bd. VI pars III.

nocentii III. hat um 1220 geschrieben: viele hätten Anstoß daran genommen, daß der Papst die Deutschen unterstützt habe. Als der Papst den jungen Friedrich II. gegen Otto IV. ausspielte, hat er keinerlei italienische Tendenzen mehr gezeigt – er glaubte damals, daß die Unabhängigkeit des Papsttums gesichert sei, und er begründete den Primat Italiens ausschließlich mit dem kirchlichen Primat. Innocenz IV. sprach dann 1250 wieder aus durchsichtigen Beweggründen der päpstlichen Politik von den Feinden der italienischen Freiheit. Wie Innocenz III., so wäre wohl jedem Papste der italienisch-nationale Gedanke recht gewesen, wenn er die Weltherrschaft des Papsttums auf einem vom Papste geführten einheitlichen Italien beruhen ließ. Aber hier stießen sich eben für immer die kirchlichen Ziele mit den Ansprüchen nahezu aller politischen Faktoren des Landes. Ganz im Gegensatz zu Burdach hat deshalb der letzte Beurteiler des mächtigsten aller Päpste gewiß mit Recht gesagt, daß bei Innocenz III. das Nationale nur Begleiterscheinung gewesen sei.¹ Ganz anders kam es schon 1158 dem Bologneser Juristen Piccentino aus dem Herzen, wenn er sich darüber entrüstete, daß vier seiner Kollegen – miserabiles nannte er sie – sich auf den Roncalischen Feldern zugunsten der kaiserlichen Gewalt einsetzten: Italien sei bevorzugt und brauche an niemand Tribute zu zahlen.²

¹ E. v. Strube, *Innocenz' III. politische Korrespondenz und die religiöse Weltherrschaftsidee der Kurie* (Berliner Dissertation, Liebau 1936). Burdach (Cola di Rienzo II, 1) hat wohl die nationalen Absichten Innocenz' III. und überhaupt der Päpste weit überschätzt, wenn er in national gefärbten Worten von Gregor d. Gr. an bis zu Bonifaz VIII. eine italienisch-nationale Gesinnung sieht. Man kann bei jeder derartigen Äußerung nachweisen, daß sie päpstlichen Zwecken dienen, denn eine andere Politik konnte das Papsttum nicht treiben. Bei den meisten Päpsten vom 6. bis zum 14. Jahrhundert tritt der italienische Gedanke deshalb auch gar nicht hervor; die bei Burdach von 14 Päpsten bis zu Cola di Rienzo angeführten Belege halten der Kritik nicht stand. Ich kann vor allem bei Bonifaz VIII. keinerlei nationale Tendenzen erblicken; wenn irgendeiner unter den Päpsten, so ist doch Bonifaz VIII. nur von kirchenpolitischen Gedanken erfüllt, mögen sie sich auch gelegentlich in italienischen Mantel gehüllt haben. Wenn er einmal – nach Ferreto da Vincenza – von der Gründung eines italienischen Königreichs sprach, so dachte er dabei doch nur an die Versorgung seiner Nepoten. Der Romgedanke war natürlich auch in Bonifaz VIII. vorhanden, aber das alles ordnete sich seinen Weltherrschaftsplänen ein.

² Zimolo a. a. O. S. 16 A. 1.

Aber trotz der besonderen Interessen, aus denen heraus die Städte und der Papst den Kampf gegen die Staufer führten, lag nun doch in der Stellungnahme der Städte weit stärker als im Investiturstreit ein italienisches Moment: die Lösung aus voller Untertänigkeit, die Befreiung des städtischen Eigenlebens von fremden Eingriffen, dann die Bildung einer größeren Gemeinschaft, innerhalb deren der Lokalpatriotismus für eine Weile zurücktrat zugunsten gemeinsamer Ziele – das alles waren Anzeichen zunehmenden Selbstbewußtseins und der aus den Umständen heraus erwachsenden nationalen Nervosität. Zwar erkannten dann auch die Städte des Lombardenbundes Friedrich wieder als Kaiser an, aber die Grenze zwischen Italien und dem Kaisertum war schärfer gezogen als je vorher. Wenn Heinrich VI. und Friedrich II. nochmals versuchten, die volle Untertänigkeit der Städte wiederherzustellen, so war dies nicht nur ein verspäteter Versuch, sondern auch die Ursache zu noch viel schärferer Ablehnung der kaiserlichen Oberherrschaft. Das nationale Gefühl der italienischen Städte erhob sich in diesen Kämpfen noch nicht zu klarer Bewußtheit, aber der Wille zur Freiheit schloß eine nationale Tendenz in sich ein. Der lombardische Städtebund wurde 1198 neu begründet, die toskanischen Städte, abgesehen von Pisa und Pistoja, schlossen sich in derselben Zeit zusammen, die Städte der Mark bildeten unter Führung Anconas einen antikaiserlichen Bund. Wird auch hier niemals ein italienisch-patriotischer Gedanke ausgesprochen, so lag doch in diesen neuen Gemeinschaftsbildungen und in dem Kampf gegen die kaiserliche Herrschaft ein italienisches Moment, ob es nun ausgesprochen war oder nicht. Freilich entwickelte sich aus keinem dieser Städtebünde etwas Dauerndes – die alten Fehden stellten sich sofort wieder ein, sobald die allgemeine Gefahr überwunden war. So darf man diese Kämpfe gegen den Kaiser gewiß nicht als Ausbruch nationaler Leidenschaft ansehen; aber sie tragen die Keime für ein künftiges Nationalgefühl in sich. Die städtische Geschichtsschreibung bleibt noch unberührt von diesen nationalen Kämpfen – kein oberitalienischer oder toskanischer Annalist ist durch sie zu nationalem Pathos gekommen, selbst in Mailand nicht. Wie in Genua und Venedig (o. S. 25), so sind auch die ersten florentinischen, dann die sizilischen Geschichtsschrei-

ber des 13. Jahrhunderts ohne gesamtitalienisches Empfinden; auch Salimbene, der so viel von den Kämpfen gegen Friedrich II. erzählt, kennt in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts nur Parma, aber keinen italienischen Patriotismus.¹ Und Giovanni Villani kennt zwar ein Gesamtitalien, aber doch nur einen florentiner Patriotismus.²

Und wie zahlreich sind noch die Beispiele von unbedingter Anhänglichkeit an den Kaisergedanken! Eben hier verquickte sich die römische Erinnerung so stark mit dem Kaisertum der Deutschen, daß man die Gegensätze nicht sah, sondern die gleiche Kaiseridee vor sich zu haben glaubte. Dem wachsenden Widerspruch gegen die Fremdherrschaft und überhaupt gegen eine Oberherrschaft über Städte und Fürstentümer steht noch lange Zeit der feste Glaube an das von Gott gesetzte Kaisertum gegenüber. Es sind im 13. und 14. Jahrhundert noch zahlreiche Juristen und Politiker, Geschichtsschreiber und Dichter, die sich zum Kaisergedanken bekennen; eine gleiche Zahl von Widersprechenden steht ihnen freilich gegenüber.³

Immerhin, sowenig diese antikaiserlichen Gefühle schon ein wahres Nationalgefühl entwickeln, so fruchtbar konnten sie doch dafür werden, wenn andere Elemente mit hinzutraten. Zu ihnen gehört vor allem der Romgedanke, der dem äußeren Anschein nach die Vorstufe des italienischen Patriotismus war. Er ist, da den Italienern zunächst eine eigene Heldensage fehlt, der My-

¹ Salimbene spricht manchmal von Italien im Sinne von ganz Italien, spricht von „omnibus civitatibus Italiae“, auch von „nos Italici“, aber beim Jahr 1282 läßt er eine Tierseuche „per totam Lombardiam, Romagnolam et Italiam“ wüten. Einmal klagt er darüber, daß Italien der Tummelplatz fremder Nationen sei (MG. SS. XXXII S. 209 f.). Giov. Villani unterschied noch am Anfang des 14. Jahrhunderts Italiener und Sizilianer.

² Mehl, Giov. Villani (Leipzig 1927) S. 102.

³ Bei den kaiserlich Gesinnten geht eine Linie von den kais. Juristen aus Bologna auf den Ronkalischen Gefilden über die beiden Morena aus Lodi, Petrus von Eboli, über Heinrich von Isernia, Brunetto Latini zu Dante, Cino da Pistoja, Sennuccio del Bene, Dino Compagni, Alb. Mussato, Jacopo della Lana (im Dantekommentar), Petrarca, Coluccio Salutati. Die Gegner stehen bei denselben Juristen Bolognas, bei Boncompagno, Salimbene, Tolomeo von Lucca usw. Auch die Haltung der italienischen Städte zum Kaisertum wechselt nach Überlieferung und Vorteil.

thos, an den sich die nationale Phantasie anklammert. Er zeigt die kaum je unterbrochene Verbindung der Bewohner Italiens mit dem römischen Reich – man fühlte sich auch nach dem Ende des weströmischen Reiches noch als römische Bürger, und selbst die einbrechenden Germanen haben sich der Theorie von der Unvergänglichkeit des Kaiserreiches wie etwas Selbstverständlichem angepaßt: je mehr sie mit den Italienern verschmolzen, um so mehr fühlten auch sie sich als Enkel des Reichs, als Erben seiner Überlieferungen. Die Schriftsteller lebten von der klassischen Bildung, in Einrichtungen und Denkmälern war man von den Resten der römischen Antike umgeben, und die ungeheure Größe der Vergangenheit erfüllte die Herzen.¹ Der Romgedanke mußte für die Italiener ein unverlierbarer Besitz sein. Als die neue Nationalität sich gebildet hatte, lebte auch sie naturgemäß von dem Ruhme des alten Reiches – an solcher Vergangenheit Anteil zu haben, adelte das neue Dasein, gab ihm Zusammenhang und Überlieferung und Inhalt. Liutprand von Cremona war Mitte des 10. Jahrhunderts trotz seiner langobardischen Abstammung im Banne des Romgedankens. Und daß sich dieses Bedürfnis in den frei werdenden Städten stärker regte als in dem mit fremden Elementen durchsetzten Adel Ober- und Mittelitaliens, bedarf keiner weiteren Begründung: lebendige Überlieferung war abhängig von einem aufnahmefähigen Publikum, von literarischen Leistungen und von Wissen über die Vergangenheit, dazu auch von dem politischen Geiste, der zu eigener Gestaltung drängte. Wenn der stadtrömische Adel den Romgedanken ausspielte, so war dies, wie oben schon gesagt wurde, nichts anderes als eine Verhüllung der selbstsüchtigsten und unfruchtbarsten Absichten mit einem prunkvollen Schleier, aber wahrscheinlich glaubte man, unberührt von Selbsterkenntnis, an das Recht zu solcher

¹ Für die Entwicklung des Romgedankens vgl. Fedor Schneider, *Rom und Romgedanke im Mittelalter* (München 1926), P. E. Schramm, *Kaiser, Rom und Renovatio* (2 Bde, Leipzig 1929), K. Burdach, *Cola di Rienzo II*, 1 (Berlin 1913/1928), G. Volpe (*Studi storici* XIII, 1904, S. 301 ff.). Scharfsinnige Einwände betr. *Renovatio*-Gedanken bei W. Stach, *Salve mundi domine* (SitzBer. der sächs. Ak. d. Wiss., Philol.-hist. Kl. 1939 S. 87 ff.). Vgl. auch W. Köhler, *Die deutsche Kaiseridee am Anfang des 16. Jahrhunderts* (Hist. Zeitschr. 149 S. 38 ff.).

Art von Patriotismus.¹ Auch römische Volksbewegungen wie die Arnolds von Brescia waren praktisch unfruchtbar und zudem stets mit antikaiserlichen oder antipäpstlichen Tendenzen vermischt – von nationalen Reformversuchen kann man da schwerlich sprechen.²

Etwas anderes ist es mit der literarischen Bewegung, die in Rom seit der Zeit Kaiser Ottos III. zu bemerken ist. Da ist wirklicher Romgedanke, auf kaiserlichem Boden erwachsen und deshalb zum Teil höfische Arbeit, aber auch voll von Bewunderung und Sehnsucht nach Vergangenen. Der unvermeidliche Zwiespalt aber liegt zutage: die Hoffnung auf das Kaisertum bedeutet die Erhaltung der Fremdherrschaft, und mit ihr hätte sich der nationale Gedanke nur abfinden können, wenn aus der Fremdherrschaft sich irgendwie eine nationale Dynastie hätte entwickeln können. Die herrschsüchtigen Wünsche des römischen Adels lassen sich nicht mit diesen ehrlichen Hoffnungen gelehrter Männer in und außerhalb Roms vergleichen, aber auch diese waren doch nur sehr unsichere Kräfte auf dem Wege zum nationalen Gedanken und zum nationalen Staate. Ihr Horizont ist stadtrömisch, ist auf Verwaltungsämter und Zeremonien des Kaisertums gerichtet, aber von der zu schaffenden Einheit Italiens wird nicht gesprochen. Die Macht dieser römischen Erinnerungen war Glück und Verhängnis zugleich, und das Verhängnis einer zukunftslosen nationalen Sentimentalität wäre noch viel größer gewesen, wenn nicht jenseits aller Erinnerungen reale Grundlagen für eine neue Gestaltung Italiens errichtet worden wären. Daß ihnen der Romgedanke helfend zur Seite trat, braucht nicht darüber zu täuschen, daß diese Grundlagen in einer neuen sozialen Entwicklung, in neuer Wirtschaft und geistig-künstlerischer Kultur verankert waren. Der Ruf nach „Erneuerung“ war innerhalb des Romgedankens viel mehr ein Blick nach rückwärts als eine Kraft der Zukunft, denn eine Wiederherstellung der Vergangenheit war unmöglich, und mit dem landfremden Kaiser-

¹ Daß der römische Adel weder an das Reich noch an die Kirche, sondern nur an sich selbst dachte, sagt auch Schramm a. a. O. I S. 20. Der Romgedanke hat also in Rom seine ganz besondere Enge, was aber seine Wirkung nicht beeinträchtigte.

² Burdach a. a. O. S. 207 glaubte das tun zu können.

tum war ebensowenig ein nationaler Staat zu schaffen wie mit dem Papsttum.

Dabei ist es eine offene Frage, ob dieser literarische Romgedanke etwa nur eine Sache der Oberschicht war.¹ Aus ihr stammen naturgemäß die Zeugnisse, und wenn es eine Agitation für den Romgedanken gab, so konnte sie damals nur von der gelehrten Schicht ausgehen. Aber manches spricht doch dafür, daß die römischen Erinnerungen schon durch die sichtbaren Überreste in allen Schichten der Bevölkerung geweckt wurden – der Kranz der Legenden, der sich um so viele Bauten und Statuen schlang, trägt volkstümlichen Charakter. Das gilt nicht nur für Rom, sondern für alle Gebiete Italiens. Wenn eine kleine Gemeinde wie Rocca di Tintinnano in Südtoskana ihre Carta libertatis von 1207 mit den Worten einleitet, daß Rom, einst die Herrin der Welt, mit Billigkeit, Gerechtigkeit und Freiheit regiert habe und daß deshalb zur Hebung von Rocca di Tintinnano ebenfalls Billigkeit, Gerechtigkeit und Freiheit notwendig sei, so spricht daraus wohl kaum gelehrter Geist, sondern die Rhetorik einer kleinen Gemeindeverwaltung, die ihre neuen Statuten feierlich einführen wollte. In Florenz waren Erinnerungen an die alten Zeiten offenbar so allgemein verbreitet, daß in den Predigten darauf Bezug genommen werden konnte.²

Das aber ist nun die Hauptsache, ob diesen Erinnerungen eine schöpferische Kraft für das neue Italienertum innewohnte. Der Romgedanke bedeutete Zusammenhang mit der Vergangenheit, gab also dem neuen Volkstum sofort eine große geschichtliche Überlieferung und vereinte die Geister in einem Kultus für die Vergangenheit, der oft nahezu religiöse Züge an sich trug. Aber schöpferisch brauchte er deshalb noch nicht zu sein – auch niedergehende Völker leben noch von ihrer Vergangenheit. Man täusche sich nicht darüber: was das mittelalterliche Italien seit dem 12. Jahrhundert groß machte, ist ein neuer Geist, der die Stadtrepubliken schafft, der die italienische Sprache zur Schriftsprache entwickelt, der die romanische Kunst zu einer italienischen machte – bei dem allem aber hat der Romgedanke keine

¹ Die Frage ist schon von Volpe a. a. O. S. 142 angeschnitten worden; seine Beispiele gehören freilich erst dem 13. Jahrhundert an.

² Davidsohn IV, 1 S. 36.

entscheidende, zum Teil sogar eine hindernde Rolle gespielt. Die schöpferische Kraft dieses neuen Italiens ist eine andere als der Romgedanke sie zu geben vermochte; das zeigt sich am deutlichsten bei allen Versuchen, aus dem neuen Italien heraus das alte Rom wiederzubegründen – sie waren alle zum Scheitern bestimmt.¹

Der erste Versuch, mit dem Romgedanken den Staat zu gestalten, ist nicht national-italienisch, sondern universal kaiserlich. Otto III. geht, unterstützt von Papst Silvester II., von der christlichen Kaiseridee aus, und diese *renovatio imperii* überdeckt alles nationale Denken mit einer weltumspannenden Idee. Dies war nun überhaupt die Gefahr jedes Romgedankens, daß er ins Universelle führte. Für Italien fiel dabei nur ab, daß Rom der Mittelpunkt des Universalreichs war; aber diese Weltstellung Roms gab auch schon die Kirche, und im Ziel war dieser christliche Romgedanke so übernational wie das Kaisertum. So schwankt der Romgedanke zwischen nationaler Erinnerung und übernationalem Ziel – seine Fruchtbarkeit war beschränkt, solange er zwei entgegengesetzten Ideen dienen sollte. Gerade die Erneuerung des Romgedankens durch Otto III. bedeutete den reinsten Universalismus, und daß diese Richtung bis zu Dante und über ihn hinaus ihre ernsthaften Anhänger fand, kam auf eine Beschränkung jeder rein nationalen Anschauung hinaus. Dante und andere kaiserlich Gesinnte erwarteten noch von Heinrich VII. Reform und Befriedung Italiens, und wenn das gewiß auch die ernsthafte Absicht des Kaisers war, so verband sich damit doch stets der Wille zur Stärkung des Kaisertums, also der Fremdherrschaft. So hatte Kaiser Friedrich II. die *Renovatio*-Idee aufgefaßt – er wollte weder Rom noch die italienischen Städte damit groß machen.

Der Romgedanke ist also nicht nur ein getreuer Helfer auf dem Wege zum italienischen Nationalgefühl, sondern seine Wirkung geht nach entgegengesetzten Richtungen. Je mehr freilich das römische Kaiserreich deutscher Nation für Italien seine Bedeutung verlor, um so stärker formt er sich zu einer nationalen

¹ Wie sich der Romgedanke im ganzen Abendland verbreitete, selbst in die Klöster und in die Himmelsordnung eindrang, hat P. E. Schramm I S. 223 f. gezeigt. Außerhalb Italiens war das alles reinste Rhetorik.

Überlieferung. Wie weit aber wirkte er schon zuvor allein mit den großen Erinnerungen in den italienischen Städten als aufbauende Kraft? In nahezu allem, was diese Städte sich schufen, war die Anknüpfung an die römische Vergangenheit so gut wie bedeutungslos. In Titeln, im Leben nach römischem Recht, im Unterricht der Schulen für die höhere Bildung der Notare, Richter, Grammatiker usw. konnte man an das alte Erbe anknüpfen, aber in der Entwicklung einer neuen Stadtverfassung, in der Ausbildung von Handel und Gewerbe, im Verhältnis zur Außenwelt, im Werden eines neuen Menschentums wäre jede Anlehnung an die Vergangenheit ein Irrweg geworden.¹ Es sei hier nicht darauf eingegangen, daß das neue Volkstum ein anderes als das römische werden mußte, anders in der durch die Mischung bewirkten Veranlagung und anders in der Betätigung, da eine völlig veränderte Umwelt sich gebildet hatte – die italienische Stadt als solche war, wenn sie wachsen wollte, auf neue Gestaltung ihres Daseins angewiesen. Da ist es schon kennzeichnend, daß das neue Recht, das sich in den Städten bildet, nicht vom römischen Rechte ausgeht. Die *Consuetudines*, die Statuten, die sich seit der Befreiung von den bischöflichen oder gräflichen Stadtherren (also seit dem 11. Jahrhundert) entwickeln, sind neues Recht, vermischt zwar mit langobardischen und römischen Elementen, die aber vor der neuen Rechtsbildung mehr und mehr zurückweichen mußten.² Man sieht nirgends historische Romantik – diese Städter sind Gestalter der Wirklichkeit. Es bleibt nur ein hinter dieser Wirklichkeit stehendes Gefühl: das Wissen von einer großen Vergangenheit gibt Selbstbewußtsein bei der Erfüllung der neuen Aufgaben. Es bedeutet gewiß etwas, daß man sich als Nachfolger der alten Römer betrachtete, daß die Städte sich als römische Gründungen ansahen, daß Adelsfamilien in kühnen Sprüngen die Verwandtschaft mit alten römischen Familien herstellten, daß man seit dem 11. Jahr-

¹ Die römischen Titel täuschten schon Otto von Freising: er sieht Römisches in der allgemeinen Wehrpflicht, in der Verwaltung und in der Ständeordnung.

² Vgl. Ficker, *Forsch. z. Reichs- und Rechtsgeschichte Italiens* III S. 301, 302; Davidsohn, *Forsch. z. Gesch. von Florenz* I S. 140. – Für den Charakter des Statutarrechts: Neumeyer, *Die Entwicklung des internat. Privat- und Strafrechts* I S. 41.

hundert wieder klassische Personennamen und Titel annahm, daß die Schriftsteller sich mit klassischen Zitaten schmückten und ihre Ausbildung an der Hand römischer Unterrichtsüberlieferungen bekamen, aber das italienische Selbstbewußtsein mußte doch schließlich mehr aus den neuen Taten als aus den alten Erinnerungen erwachsen. Denn zugleich mit der Entwicklung neuer Macht und Freiheit entfaltet sich dieses Selbstbewußtsein, während es beim Verharren in Entwicklungslosigkeit oder bei Niedergang eine ohnmächtige Zutat gewesen wäre. So soll der Romgedanke gewiß nicht ausgeschaltet, aber doch in seiner aufbauenden Wirkung begrenzt werden; der Fortgang des Lebens mit neuen Gestaltungen ist das Wesentliche.

Das italienische Volkstum hatte inzwischen alle seine fremden Bestandteile so völlig italianisiert, daß auch der Romgedanke gemeinsames Besitztum – zum mindesten der Oberschicht – geworden war. Die meisten langobardischen Geschlechter waren davon im 13. Jahrhundert nicht weniger erfaßt als die aus dem römischen Volkstum stammenden. Dies war immerhin trotz den verschiedenen Bestandteilen des Romgedankens eine Vermehrung seiner Wirkung. Indem er sich mit der Zeit über alle Schichten der neuen Nation verbreitete, wurde er ein gemeinsames Fluidum der nationalen Phantasie. Daß er nicht mehr aufbaufähig war, zeigte sich ebenso an Dante wie an Cola di Rienzo, aber er war dennoch ein Glaube, der beseligte. Denn er führte den italienischen Stolz noch einmal in die Zeiten der Weltherrschaft zurück, und es blieb dabei verborgen, daß fortan das italienische Nationalgefühl sich nur in der Lösung vom Kaisergedanken zu einer positiven Kraft entwickeln konnte. Wenn eine kurz nach 1250 am Florentiner Bargello angebrachte Inschrift Florenz als ein anderes Rom bezeichnete, so stellte sich damit das neue Italien dem Rom der Antike entgegen, denn wie wäre es im römischen Weltreich möglich gewesen, daß eine Provinzstadt sich mit der Welthauptstadt verglichen hätte! Aber schon im 11. Jahrhundert hatte der Verfasser der „*Honorantiae civitatis Paviae*“ Rom und Pavia gleichzustellen gewagt! Als der Florentiner Kaufmann und Geschichtsschreiber Giovanni Villani 1300 beim Jubiläum in Rom war, ergriff ihn derselbe unrömische Gedanke, daß Florenz aufsteige, Rom aber niedergehe, und daß er deshalb die Geschichte seiner

zu großen Taten berufenen Vaterstadt schreiben wolle. So wirkte das neue Italien in den Romgedanken hinein! Auch der christliche Romgedanke, der mit dem Kaisergedanken so eng verbunden war, deckte sich in seiner Internationalität keineswegs mit dem italienischen Nationalgefühl, aber auch er gab dem neuen Italiener ein Stück seines nationalen Stolzes. Rom als Mittelpunkt der Kirche noch immer Hauptstadt der Welt! Und da das Papsttum zumeist gegen das Kaisertum stand, so lag die Abwehr der Fremdherrschaft scheinbar auch in den Händen des Papsttums, obwohl ein unterwürfiges Kaisertum die nationalen Tendenzen des Papsttums sofort zum Schweigen brachte.

Die nationale Bedeutung des Romgedankens war seit dem Ausgang der Antike doch in erster Linie eine romantische Begleiterscheinung, nicht die gestaltende Kraft der Nation. Ohne den auf großen Leistungen beruhenden Aufstieg der Städte wäre der Romgedanke geblieben, wie er es, politisch genommen, im 14. Jahrhundert in den Händen Colas di Rienzo war: unfähig zu irgendeinem festen Aufbau.

Auch das römische Recht muß als ein Teil des Romgedankens noch erwähnt werden.¹ Vielleicht zeigt seine mittelalterliche Geschichte am deutlichsten die Vielseitigkeit und Unzulänglichkeit des Romgedankens. Das langobardische Recht hatte seit der Langobardenzeit das römische Recht stark zurückgedrängt – auch in nichtlangobardische Gebiete, selbst in die Stadt Rom drang das langobardische Recht ein. Die langobardische Rechtsschule von Pavia zog dann auch das römische Recht in den Kreis ihrer gelehrten Arbeit, und umgekehrt haben römische Rechtsschulen wie die von Ravenna langobardisches Recht übernommen. Man vergegenwärtige sich, wie vom 9.–13. Jahrhundert die Italiener nach langobardischem, römischem oder salischem Rechte lebten, ohne daß es dabei immer auf die Herkunft der Rechtsträger ankam – die Annahme eines bestimmten personalen Rechts war dem einzelnen freigestellt. Seit Ende des 11. Jahrhunderts erhob sich die rein römische Rechtsschule von Bologna, seit Mitte des 12. Jahrhunderts begann ihre Wirkung auf ganz Italien. Also zu einem Zeitpunkt, der bereits nach dem ersten

¹ Vgl. Schramm a. a. O. S. 275 ff.

Aufschwung der Kommunen lag. Und als Kaiserrecht trat es zuerst in weitere Kreise, wie nach mannigfachen früheren Beispielen¹ vor allem Friedrich Barbarossas Haltung auf den Roncalischen Feldern zeigt, dann auch das Beispiel Friedrichs II. Die älteste Gesetzgebung der Kommunen aber ist ganz selbständig, mit bescheidenen langobardischen und noch weniger römischen Einschlügen. Das römische Recht wirkt in erster Linie als Staatsrecht und Strafrecht, dann aber ganz allgemein als Teil der römischen Überlieferungen – das gab ihm seinen großen Klang, auch wenn man es nicht gebrauchte. Aber jedenfalls erst seit der Mitte des 12. Jahrhunderts begann dieser Teil des Romgedankens sich zu entfalten und Einfluß auf das italienische Leben zu gewinnen, so daß man auch hier zu dem Schluß kommen muß: der Aufstieg der Kommunen war schon im vollen Gange und sie formten bereits ihr Recht ganz selbständig, ehe die Verdrängung aller fremden Rechte durch das römische begann. Und ebenso unvermeidlich ist der andere Schluß, daß dieses römische Recht zwar von großen Erinnerungen umstrahlt war, daß es aber praktisch der kaiserlichen Fremdherrschaft und nicht der nationalen Sache diene.² Die Wirkung auf das italienische Nationalgefühl war also auch hier nicht von einheitlicher Kraft.

Es sei zusammenfassend gesagt, daß trotz des kaum je ganz untergegangenen Romgedankens ein italienisches Nationalgefühl sich nicht eher entwickeln konnte, als bis die Verschmelzung des alten Volkstums mit den vielen neuen Elementen geschehen war. Das ist, wenn man von kleineren Resten wie Deutschen, Franzosen, Sarazenen und Griechen absieht, seit dem 12. Jahrhundert der Fall: im Bürgertum der Städte, im Laientum lebt das neue italienische Volk. Deshalb konnte sich auch nur hier das italienische Nationalgefühl entwickeln. Aber es fehlt ein nationaler Staat, ja es fehlt bei der politischen Gestaltung Italiens mit Kaisertum, Papsttum, Normannenreich, Venedig usw. auch die Richtung auf den nationalen Staat – der Gedanke an die politische Einheit Italiens tritt erst seit dem 14. Jahrhundert als ein volkstümlich werdendes Ziel auf. Aber als er nun auftrat,

¹ Schramm I S. 280 ff., 287 ff.

² Das haben einzelne schon damals erkannt; vgl. Schramm I S. 286 f., ferner den Protest des Bologneser Juristen o. S. 29.

ist das italienische Bewußtsein bereits erwacht und die staatliche Hoffnung ist das Ergebnis einer, von der positiven Seite genommen, im wesentlichen unpolitischen Entwicklung. Man kann im Romgedanken einen politischen Einschlag sehen, kann im Aufsteigen der Städte einen Ersatz für den fehlenden Nationalstaat feststellen, aber die Geschichte des Romgedankens ist mit der des nationalen Gedankens nicht gleichzusetzen, denn dieser geht in Italien aus der kulturellen Erhebung der Nation im 12. und 13. Jahrhundert und aus den neugeschaffenen städtischen Einrichtungen hervor.¹ Der Romgedanke führt zu der rein geistigen Bewegung des Humanismus, auch zu einem Schmuck des nationalen Gedankens, aber er ist nicht die fruchtbare Wurzel eines neuen italienischen Bewußtseins. Er war ein Reich stolzer Erinnerungen, ein Glaube an den Adel der Abstammung, eine Hoffnung auf Wiederherstellung alter Größe, aber ihm fehlten die sicheren Grundlagen wahrhafter Verbundenheit, eigener Leistung und klarer Ziele. Dies alles bot nur das neue Italien mit seinen Städten und ihrer Kultur.

Damit ist nun auch ein bedeutsamer Unterschied zwischen Italien und den übrigen Völkern des Abendlandes aufgewiesen: während hier das Nationalgefühl überall politisch-militärische Wurzeln hat, entsteht das italienische ganz überwiegend aus der nationalen Kultur. Erst dann entfaltete der nationale Gedanke seine Kraft, als die Städte zur politischen Selbständigkeit eine kulturelle Leistung hinzugefügt hatten, in der sich die Seele des neuen Volkstums ausprägte. Denn eben darin bestand die Entwicklung des werdenden Italiens zum vollen Volkstum, daß sich zur physischen Einheit nun die seelische in Sprache, Literatur, Kunst und Religiosität hinzufügte. Das geschichtliche Werk des 13. Jahrhunderts ist damit bezeichnet.

Bis zum Beginn des 13. Jahrhunderts ist zwar die Formung des neuen Volkstums im wesentlichen vollendet – einzelne Gebiete des Südens allein ausgenommen. Eine staufische Sekundogenitur in Süditalien wäre der Italianisierung wohl ebenso rasch

¹ Auch Brackmann hat bereits 1932 die politische Wirkung des Romgedankens bestritten (Forsch. u. Fortschr. 1932 n. 34). Sehr gute kritische Bemerkungen über den Romgedanken, wie ihn Fedor Schneider aufgefaßt hat, auch bei v. Martin, Deutsche Lit. Ztg. 1926 H. 24 Sp. 1144 ff.

verfallen wie vorher die Normannen und später die Dynastien der Anjou und der Aragonesen – war doch der Hof Kaiser Friedrichs II. bereits mehr italienisch als deutsch und Manfred ganz von italienischer Gesinnung erfüllt. Wäre von Süden her der italienische Nationalstaat zu schaffen gewesen, so wäre das Nationalgefühl mit dieser staatlichen Entwicklung gegangen, aber solcher Entwicklung, ob sie nun von Süden oder von Norden kam, mußte sich das Papsttum in den Weg stellen, wenn es seine Unabhängigkeit bewahren wollte. Damit war aber auch dem italienischen Nationalgefühl der Weg über den Staat versperrt.

Die Lage um 1200 ist nun so, daß der Entwicklung der Nation entsprechend die Ansätze zu gemeinsamem nationalen Empfinden wohl vorhanden sind, aber selbst innerhalb des Romgedankens sind es nur die Bekenntnisse Einzelner, und ihr Widerhall ist noch beschränkt, obwohl sich die Zeugnisse im 13. Jahrhundert stark vermehren.¹ In denselben Kreisen, in denen diese Einzelnen stehen, sind auch Andersgesinnte, die über den Lokalpatriotismus noch nicht hinaussehen und die an der Fremdherrschaft nichts auszusetzen haben, sobald sie ihnen zum Vorteil gereicht. Die Theorie vom christlichen Kaisertum war so tief eingewurzelt, daß man, um 1200 wohl noch überwiegend, in ihr die Grundlage der staatlichen Ordnung sah und nach einheimisch oder fremd nicht fragte. Das deutsche Kaisertum verhinderte den italienischen Nationalstaat genau so, wie das Papsttum es tat, aber der Zusammenbruch der staufischen Herrschaft schloß doch die Periode ab, in der die kaiserliche Herrschaft einen Staat Italien vortäuschen konnte. Immerhin zerbrach mit der Fremdherrschaft die einzige Klammer, die das Land theoretisch umschloß; die Selbständigkeit der Teile triumphierte und versperrte den Weg zu einem politischen Nationalgefühl. Der Partikularismus der italienischen Städte ist im 13. Jahrhundert größer als je. Der Frieden von Konstanz hatte die Unabhängigkeit der Kommunen anerkannt – daraus entstand nun erst recht der gegenseitige Kampf. Zwischen Pisa und Genua bestand ebenso Todfeindschaft wie zwischen Florenz und Pisa, Florenz und Arezzo, Flo-

¹ Auf eine Aufzählung der zahlreichen einzelnen Äußerungen kann verzichtet werden; es genügt, auf ihre Zunahme hinzuweisen.

renz und Siena usw., in Oberitalien ruhten die Feindschaften fast nie, und Venedig stand gegen die Terra ferma. Selbst in der Levante, in Palästina oder in Konstantinopel schossen die blutigen Streitigkeiten zwischen Venezianern, Genuesen und Pisanern immer wieder empor. Die ständige Vertreibung der unterliegenden Partei aus den Städten trug die Zwistigkeiten in die Nachbarstädte hinein, sprengte aber auch die Abgeschlossenheit der städtischen Anschauungen, genau so wie die jährlich von Stadt zu Stadt wechselnden Podestà sich über den lokalen Partikularismus erheben mußten.¹ Auch das wirtschaftliche Leben bringt Bindungen zwischen den Städten: Handelsverträge, Versuche zu einheitlicher Münze, Vereinbarungen über finanzielle Angelegenheiten im Ausland usw. So gab es selbst in dieser alles zerreißen Politik der Städte und der lokalen Dynasten gewisse Momente der Einigung, wie denn auch der Kampf aller gegen alle schließlich zur Ausschaltung der Schwächeren und zur Bildung größerer Territorien führen mußte. Wenn im 15. Jahrhundert das Schicksal Italiens an den fünf größeren Mächten: Mailand, Venedig, Florenz, Kirchenstaat und Neapel hing, so war damit die frühere Zersetzung des Landes schon einigermaßen behoben – die Entwicklung von Florenz zum Großherzogtum bedeutete die Unterwerfung aller seiner früheren Gegner in Toskana, Venedigs Übergreifen auf das Festland verurteilte eine ganze Schar von kleineren Mächten zum Untergang ihrer Selbständigkeit. Damit wuchs aber auch der nationale Horizont auf politischem Gebiete: der ärgste Partikularismus war matt gesetzt.²

Das 13. Jahrhundert aber zeigt noch das unbegrenzte Ringen von nahezu hundert politischen Einheiten, die sich alle für lebensberechtigt ansahen und lieber mit dem Ausland als mit dem

¹ Beides stellt schon Volpe a. a. O. S. 406 und 409 fest; vgl. auch Cipolla, N. Arch. Veneto X S. 447.

² Volpe hat a. a. O. S. 400 gezeigt, wie das Wort patria seit dem 9. Jahrhundert sich erweitert vom partikularistischen Begriff zu immer größeren Gebieten, bis es schließlich ganz Italien umfaßt. Vgl. dazu auch Fedele, Bull. dell' Ist. stor. ital. 47, S. 6 die Stellen mit patria aus dem 9. Jahr. – beinahe alle zweifelhaft! Dann S. 14 das Wort patria bei Petrus diaconus aus Montecassino.

Nachbar paktierten. Als das Reich der Staufer gefallen war, fehlte der Anlaß zum Zusammenschluß, der einst den lombardischen Städtebund und seine Nachfolger hervorgerufen hatte; die letzte Klammer einer italienischen Einheit war zerbrochen.

Und fast schien es, als sollten große geistige Bewegungen den eben aufkommenden nationalen Regungen die Grundlage entziehen. Der Sieg des Papsttums über das Kaisertum kam zwar der nationalen Unabhängigkeit zugute, verstärkte aber zugleich die übernationalen Kräfte des Papsttums, wodurch der Keil innerhalb der nationalen Einheit nur um so größer wurde. Die Bettelordensbewegung bedeutete zwar ein nationales Kultur-element, von dem gleich noch zu reden ist, aber was bedeutete für Franz und Dominikus die Nation? In ihrem Gedankenschatz gab es nur Christenheit und Welt, und alles Nationale gehörte zu den irdischen Hemmnissen des wahren christlichen Lebens. Sie haben den Gang der Politik nicht aufgehalten, aber sie richteten doch von neuem den Gegensatz zwischen dem christlichen Ideal und der „Welt“ auf, so daß die Hingabe an nationale Ziele über manches innere Hemmnis nicht hinwegkam. Auch die auf dem Höhepunkt der Scholastik stehende Wissenschaft war völlig international – wie hätte Thomas von Aquino oder Bonaventura der Gedanke kommen können, für eine nationale Kultur oder nun gar für eine nationale Politik zu arbeiten! Selbst die neue Dichtkunst, von Frankreich angeregt, brachte vorerst die schon durch den wirtschaftlichen Austausch beförderte französische Sprache ins Land, der sich die aufstrebende Laienschicht so gerne hingab, daß der französische Roman, die provençalische Troubadourdichtung, selbst eine Geschichtsschreibung in französischer Sprache zur Modesache werden konnte.

Aber trotz dem Vordrängen dieser nichtnationalen Kräfte blieb die Entwicklung des Landes zur Nation doch frei von jeder dauernden Hemmung. Was dem gesamten Abendlande im 13. Jahrhundert die unaufhaltsame Richtung seines geschichtlichen Lebens gab: die Ausbildung nationaler Kulturen und nationaler Staaten, wurde auch für Italien zum Gesetze seines Daseins; der auf Kaisertum und Papsttum, auf lateinischer Sprache und einheitlicher Wissenschaft, auf gemeinsamer Religion und mangelndem Nationalismus beruhende Kulturzustand

des Mittelalters hatte sein Ziel erreicht und mußte einem individuelleren Leben der Völker weichen. So steigt nun auch bei allen Völkern des Abendlandes das nationale Bewußtsein stärker empor, als geistige Begleiterscheinung des nationalen Staates und der nationalen Kultur. Deshalb sind die in Italien zunächst noch entgegenwirkenden Kräfte ohne den Einfluß, den sie in den vorangehenden Jahrhunderten besessen hatten, ja sie dienen in gewisser Hinsicht entgegen ihrem eigenen Wesen der neuen Entwicklung. Denn wenn das Papsttum nun auch für eine Weile die vorherrschende Macht in Italien war und die nationale Einheit nicht zu fördern vermochte, so hatte es doch durch den erfolgreichen Kampf gegen das Kaisertum die Fremdherrschaft beseitigt, und Roms kirchliche Weltstellung erschien den Italienern vor allem als eine Fortsetzung römischer Weltherrschaft, politisch und kulturell, – der nationale Stolz erhielt auch von dorthier einen Antrieb.¹ Die Bettelordensbewegung aber, vor allem ihr franziskanischer Zweig, führte Italien an die Spitze einer neuen religiösen Bewegung und gab dem Lande mehr als ein halbes Dutzend neuer Heiliger – mußte es nicht den Italienern zum Ruhme gereichen, so viele erlesene Vorkämpfer der Christenheit zu besitzen? Und ebenso stellte Italien einige der hervorragenden Führer der Wissenschaft – zeigten sie nicht, daß der Stillstand früherer Jahrhunderte überwunden und Italien wieder die Mutter aller Bildung geworden war? Auch die Überfremdung mit französischem Kulturgut war doch nur ein Übergang, der sehr rasch zu eigener Schöpfung führte – am Ende des 13. Jahrhunderts war alles Französische (und ebenso das Arabische) der nationalen Kultur untergeordnet.

Vergleicht man aber die Zeit um 1200 mit der von 1350, so ist eine völlige Veränderung festzustellen: Petrarcas Kanzonen auf Italien sind echtste tiefgefühlte Vaterlandsliebe. Sie gelten dem gesamten Italien, dem Lande des Tiber, des Arno und des Po, sie rufen alle Großen Italiens zur Befreiungstat auf: die Alpen sind die von der Natur gesetzte Grenze gegenüber der deutschen „Wut“;

¹ Noch Melanchthon nannte Rom „die gemeinsame Mutter aller Völker“. Der Romgedanke griff auch über die Grenzen Italiens hinaus; Paris wollte von Julius Cäsar gegründet sein (Petrarca, Ep. fam. I, 3, bei Fracassetti I S. 41).

sie klagen über die Wunden Italiens und Gott möge sich des „geliebten edlen Landes“ erbarmen, dessen „dolci campi“ vom Blute der Barbaren überschwemmt sind. Besaß schon Dante die große Gesinnung für das gemeinsame Vaterland und seine Knechtschaft, für die „Italia una“, für das schöne Land, „dove il si suona“ (Inf. 33, 80), für den „Garten des Kaiserreichs“ (Purg. VI, 105), für „Europae regio nobilissima“ (Mon. II, 3), so ist doch sein Gefühl noch ganz mit dem Kaisertum verbunden, während Petrarca nur von Italien aus denkt und in der Herrschaft des Kaisertums nicht mehr die von Gott gegebene Ordnung sieht. Dante und Petrarca zeigen gemeinsam die tiefe, ja leidenschaftliche Hingabe an das Vaterland – nicht aus Fremdenhaß, nicht aus Romgedanken (auch wenn er dabei mitschwingt), sondern aus jener innersten Verbundenheit, die den früheren Geschlechtern noch unbekannt gewesen war. Die Haltung Dantes ist zwar umstritten, da seine Äußerungen verschiedene Deutung zulassen: er hat weltbürgerliche und italienisch-nationale Töne nebeneinander angeschlagen, und seine grundsätzliche politische Einstellung zu Kaisertum und Papsttum lassen ihn zunächst auf seiten des universalen christlichen Romgedankens stehen. Es mag übertrieben sein, Dante als Ausgangspunkt, als „Vater des nationalen Gedankens“ zu bezeichnen, aber es wird kaum bestritten werden können, daß Dante durch seine Persönlichkeit und durch sein Werk dem Wort Italien den Inhalt einer seelischen Gemeinschaft und einer kulturellen Überlieferung gab – von da an wußte jeder Italiener, was sein Vaterland in der Welt bedeutete. Damit war zum erstenmal eine Einheit geschaffen, die das ganze Land umfaßte. Da Dantes Kaisertraum der Befriedung und dem Glück Italiens gelten sollte, so liegt auch darin ein nationales Hoffen. Er konnte sagen (De vulg. eloquentia I, 6), daß sein Vaterland die Welt sei – er meinte damit die vom Kaisertum beherrschte christliche Welt; aber andere Äußerungen zeigen seine ursprüngliche Liebe zu ganz Italien, ein Mitleiden mit dem Schicksal des Landes, die heiße Leidenschaft gegenüber denen, die es verdarben.¹ Auch wenn man Romgedanken und Kaisergedanken

¹ Die Zeugnisse dafür: Inf. I 106 ff., XXXIII, 80, Purg. VI, 76 ff., XXX, 86, De vulg. eloqu., Monarchia, die Briefe an die Fürsten Italiens, an die Kardinäle („Italia nostra“), an Florenz. Alle diese Zeugnisse gehen doch darüber

als überholt ansieht, so bleibt doch jener neue Ton der Hingabe, der innersten Verbundenheit mit dem Lande seiner Geburt. Dantes politisches Programm ist zukunftslos, aber in seiner Person verkörpert sich der künftige, der ewige Italiener. Zwischen seinen Theorien und seiner Wirkung besteht ein tiefer Gegensatz. Aber indem er die *civitas* zum höchsten Zweck der menschlichen Gemeinschaft erhob (*Monarchia* I c. 3), gab er nicht nur dem Ideale eines Denkers Ausdruck, sondern auch der italienischen Entwicklung, die über die nationale Kultur zum Nationalgefühl führte. Das Kaisertum war ihm mehr als ein politischer Machtbegriff – er schob ihm sittliche Aufgaben zu, die aus seinem nationalen Gewissen entsprangen, denn unzweifelhaft wollte er das alles in erster Linie für Italien. Das aber war eine Vergeistigung der nationalen Hoffnungen. Petrarca hat, wie auch Cola de Rienzo, diese Gedanken aufgenommen und weitergeführt.¹ Seine Worte muten uns noch moderner an: in einem seiner Briefe (*Epist. fam.* I, 3, bei Fracassetti I S. 40) schreibt er: je mehr er gereist sei, in Frankreich und Deutschland, je mehr er Großes gesehen habe, um so mehr bewundere er Italien, und er sei froh, dort geboren zu sein, denn der Italiener sei mehr als der Grieche. Italien, das Vaterland, sei ihm die Mutter gewesen. Oder er schreibt einmal: seit den Jahren seiner Jugend habe er Italien so geliebt wie keiner seiner Altersgenossen (*Lett. fam.* IV S. 112). In solcher Anschauung vereint sich das unmittelbare Erleben des Vaterlands mit dem Sicherheben über alles Fremde: Vaterlandsliebe und Nationalismus reichen sich hier bereits die Hände.²

hinaus, daß für Dante Italien kein politischer, sondern nur ein geographischer, linguistischer und historischer Begriff sei, wie Vossler es formuliert hat (*Die Göttl. Komödie* I, 2 S. 306 ff., 556, auch *Deutsche Lit.Ztg.* 1906 Sp. 1274 f.) Auch B. G. Sumner, *Dante and the regnum italicum* (*Medium aevum* I, 1) will von Hoffnungen auf italienische Einheit bei Dante nichts wissen. Dagegen haben Fr. X. Kraus, Solmi, Hefele, Burdach und andere die nationale Haltung Dantes sehr viel positiver gedeutet. Mir scheint ein Ausgleich zwischen diesen verschiedenen Anschauungen sehr wohl möglich. Burdach spricht von einer Vergeistigung des Romgedankens; es ist aber wohl richtiger, von einer Vergeistigung des italienisch-nationalen Gedankens zu sprechen, der sich mit dem Romgedanken nicht deckt.

¹ Fr. X. Kraus, *Dante* S. 761.

² Zu Petrarcas Nationalgefühl und seinen Quellen vgl. Carlo Steiner, *La fede nell' impero e il concetto della patria italiana nel Petrarca* (*Giorn. Dan-*

Boccaccio konnte schon sagen, daß die Behauptung lächerlich sei, Barbarenblut (und sei es auch das der Staufer) sei dem italienischen überlegen.¹ Es ist der Weg zu dem „Via i barbari“ Papst Julius' II.

Wo liegt der Ursprung dieses neuen Verbundenheitsgefühls? Man kann ja noch aus dem 13. Jahrhundert zahlreiche Beispiele zusammentragen, in denen nur der engste Lokalpatriotismus und der Haß gegen den nächsten Nachbar oder irgendeinen allzu Mächtigen lebt,² bei denen ein Gesamtitalien noch nicht besteht und die nur im Fremdenhaß ein gewisses nationales Empfinden betätigen – ein Haß, der jetzt ebenso den Franzosen wie den Deutschen gilt. Denn zur deutschen Fremdherrschaft kam mit dem Eindringen der Anjou in das süditalienische Königreich auch eine französische – die Sizilianische Vesper beweist die furchtbare Kraft der Gegenbewegung, zwar nicht einer national-italienischen, aber doch einer sizilianisch-nationalen, die immerhin für das Papsttum, für Florenz und andere Parteigänger der Franzosen eine deutliche Warnung sein mußte. Auch wirken jetzt die Erfahrungen der Kreuzzüge: sie hatten die gegenseitige Abneigung der abendländischen Nationen offenbar verschärft. Wollte man von Franz von Assisi und der christlichen Kirche der Zeit ausgehen, so hätte sich jedes besondere nationale Gefühl in eine allgemeine Brüderlichkeit der Menschen auflösen müssen – in der die italienische Religiosität so stark beeinflussenden Frömmigkeit des hl. Franz gab es den Begriff national nicht. Aber diese nur allgemein menschliche Einstellung entsteht aus der zu den vielfältigsten Weiterentwicklungen ansetzenden hochmittelalter-

tesco XIV, 1906), wo besonders der Unterschied zwischen Dante und Petrarca und dann die verschiedenen Phasen von Petrarcas politischer Anschauung herausgearbeitet sind. Ferner Walther Rehm, *Der Untergang Roms im abendländischen Denken* (Leipzig 1930) S. 44 f.

¹ Boccaccio, *De casibus ill. vir. l. IX.*

² Das gilt für die Geschichtsschreibung von Venedig, Genua, Parma und Florenz. Bezeichnend ist, daß nach Sanzanome (zum Jahr 1228) ein florentiner Edelmann das Heer zum Kampf gegen Pistoja mit antiken Erinnerungen aufruft; der florentiner Romgedanke stellt sich da gegen den von Pistoja, wo man sich ja ebenso römisch fühlte! Genau so, nur noch absichtlicher, verwendete Friedrich II. den Romgedanken gegen die Lombarden. Vgl. Kantorowicz, *Friedrich II., Ergänzungsband* S. 173.

lichen Kultur in dem gleichen Augenblick, der aus einer zwar nie völlig vorhandenen, aber doch vorausgesetzten *universitas christiana* die nationalen Staaten und die nationale Kultur sich deutlich abheben läßt. Diese schärfere Sonderung der Nationen, die sich schon in dem beginnenden Sieg der Nationalsprachen über die lateinische Universalsprache äußert, gibt allen Nationen des Abendlandes ein neues Bewußtsein. Aber es ist in Italien nicht wie in Frankreich, England Deutschland und Spanien der das Bewußtsein formende Staat, den wir am Werke sehen, sondern gerade im Staatlichen schwanken die Politiker und Denker Italiens noch immer weiter zwischen der Anerkennung des Kaisertums und der Verwerfung der Fremdherrschaft. Aber der im Politischen hilflose Italiener formte sich endgültig in diesem Jahrhundert: er gewinnt ein nationales Leben, das an innerer Kraft sich mit dem der andern Völker messen konnte, obwohl seine staatlichen Stützpunkte nur im Leben der Teile, nicht aber in nationalstaatlicher Zusammenfassung lagen. Die staatliche Leistung war im einzelnen auch hier nicht gering: der normannische Staat war das Vorbild strengster Zentralisation, eines nach den staatlichen Notwendigkeiten gegliederten Verwaltungssystems und eines für seine Aufgaben erzogenen Beamtentums geworden – seine Wirkungen gehen wohl über das gesamte Abendland. Wie weit davon auch die italienischen Städte beeinflußt wurden, bleibe hier unbeantwortet, aber sie schaffen jedenfalls zur selben Zeit, im 12. und 13. Jahrhundert, jene Statuten, die zur gewonnenen Freiheit den Aufbau einer inneren Ordnung brachten und die im Laufe der Zeit immer mehr dem Leben der Städte die vollendete Organisation des Gemeinwesens gaben. Hier entstand eine politische Literatur, die das Wesen der Statuten erläuterte: der *Cedrus des Boncompagno*, der *Oculus pastoralis*, Johannes' von Viterbo *De regimine civitatum*, die *Quaestiones* des Albertus Gandinus – hier gesellte sich zum praktischen Aufbau der Drang zur Erkenntnis seiner Möglichkeiten und seiner besten Gestaltung. Wenn der Italiener in seinem Stadtbezirk eine vollkommene Welt sah, so hatte er ein gutes Recht dazu, denn nirgends im Abendlande waren im 13. Jahrhundert so ausgefeilte Verfassungen der Städte vorhanden wie in Italien. Verwaltung, Gericht, Finanzwesen und Münze, Ernährung,

Heerwesen, Gewerbepolitik usw. waren in einer Weise ausgebaut, daß man mit Bewunderung den ordnenden Sinn dieser Städte betrachten muß. Dazu nun eine Leistung der Wirtschaft, die den italienischen Kaufmann und die heimischen Gewerbetreibenden ihre Blicke unausgesetzt vom Orient bis nach England schweifen ließ. Der wirtschaftliche Gewinn aber floß zu einem nicht geringen Teile in künstlerische Schöpfungen, die den Städten schon seit dem 12., vor allem aber in der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts ihre prunkvolle Neugestaltung brachten. Und diese Schar von Künstlern, die nun für Baukunst, Plastik und Malerei emporstieg – zu Beginn des 14. Jahrhunderts wußte man es von Neapel bis zur Lombardei und Venetien, daß es eine nationale italienische Kunst, dem ganzen Lande gemeinsam zugehörig, gab. Hier fand die italienische Seele wohl ihren vollkommensten Ausdruck, aber sie hat sich ebenso durch Franz von Assisi eine besondere Religiosität geben lassen, durch Bonaventura und Thomas von Aquino eine große Wissenschaft, und durch die aus dem Boden schießenden weltlichen und religiösen Dichter eine Dichtkunst in der Volkssprache, die nach einem knappen Jahrhundert der Entwicklung zu der klassischen Leistung Dantes befähigt wurde. Der vollendete Ausdruck eines ganzen Volkstums in Sprache, Dichtkunst, Wissenschaft, Religion, Kunst und gesellschaftlichem Dasein war gewonnen. Die Voraussetzung für das alles war das Zusammenwachsen der verschiedenen Volksteile zu einer Nation – das war seit dem 11. und 12. Jahrhundert bis auf kleine Reste endgültig geschehen. Der nächste Ausdruck der Einheit war die gemeinsame Sprache, die sich ebenso erst entwickeln mußte wie die völkische Einheit: im 13. Jahrhundert führt sie den Kampf gegen das Lateinische aus denselben innersten Bedürfnissen der Volksseele durch, wie die bildende Kunst sich damals in anderer Weise zum Dolmetscher der aufgehenden schöpferischen Kraft dieses neuen Volkstums machte. Die Entwicklung der Sprache, der Kunst, der Wissenschaft, der wirtschaftlichen Kultur sind Lebensäußerungen, die nur aus der Tiefe eines einheitlich gewordenen Volkstums entstehen konnten, und mit ihnen allen wächst dann zugleich das fruchtbare Bewußtsein von sich selbst, von Eigenart und Können, von besonderer Mission neben und über andern Völkern, was dann zugleich mit dem nationalen Bewußt-

sein die nationale Überhebung emporspriesen läßt. Aber das gewonnene Selbstbewußtsein ist das Wesentliche.

So ist der Italiener von 1350 ein ganz anderer als der von 1200: aus instinktivem Volksgefühl ist das helle Bewußtsein von sich selber geworden. Als um die Mitte des 14. Jahrhunderts die Göttliche Komödie durch ganz Italien wanderte, trug sie das Gefühl einer großen Gemeinschaft in alle Teile des Landes hinaus.

Hohe Kulturwerte waren im Laufe eines Jahrhunderts der gemeinsame Besitz des Landes geworden. Das erst nur durch die Verschmelzung seiner Bestandteile zu einer Einheit gewordene Italien fühlte sich jetzt auch als eine seelische Einheit – wie Franz von Assisi ihnen allen gehörte, so Arnolfo di Cambio, die Pisani, Pietro Cavallini, Cimabue und Giotto, Martino da Siena – waren ihre Werke doch frei von jedem beschränkenden Lokalpatriotismus über das Land verteilt: in Neapel und Rom, in Assisi und Siena, in Pisa und Pistoja, in Florenz und Ravenna, in Pomposa und Padua war der gleiche künstlerische Geist eingezogen. Man konnte über Italiens staatliche Ohnmacht klagen, wie Dante und Petrarca und viele andere es taten, aber das italienische Bewußtsein war unaufhaltsam erwacht und ließ den Italiener sich wieder als Führer der Völker fühlen. Man spürt die Einwirkung des Romgedankens: Rom die Mutter der Völker! Aber wie unschöpferisch wäre dieser Gedanke gewesen, wenn er nicht von der neuen Leistung des italienischen Volkes mit neuem Inhalt erfüllt worden wäre! Der alte Gedanke wirkte, weil der römische Geist von neuem auferstanden schien. Aber dieser Geist der Vergangenheit war wohl ein hohes begleitendes Pathos, aber Richtung und Ziel der Entwicklung kamen aus neu erstandenen Quellen der Kraft.

Es wäre eine fruchtbare Aufgabe, in solchem Zusammenhang die tiefen Unterschiede des alten römischen Volksgeistes und die des neuen italienischen aufzudecken. Die Verschmelzung mit germanischen Elementen hat statt des römischen Staatssinnes, seiner juristischen Begabung, seiner militärischen Kraft, seiner vorwiegend rezeptiven künstlerischen Begabung im neuen Italien die stärksten schöpferischen Kräfte auf dem Gebiete der Religiosität, der bildenden Künste und der Dichtkunst entstehen lassen; bei

vielfacher Ähnlichkeit oder Gleichheit ist es eben doch ein anderes Volk, das sich vom 13. Jahrhundert an zu einem kulturellen Siegeszuge anschickt.

Träger dieser Kultur sind zunächst ausschließlich die Städte, und deshalb sind sie auch die Träger des nun stark und breit erwachenden Nationalgefühls. Noch fehlten die fürstlichen Mäcene einer späteren Zeit – die Stadtherren, bei denen Dante Aufnahme fand oder deren Gunst Petrarca sich erwarb, waren zum größten Teile Abkömmlinge des städtischen Patriziats. Wie die Städte allein der Boden für eine geistige und künstlerische Kultur waren, so vermochten auch sie nur allgemeinere Gefühle für das größere Vaterland zu entwickeln, denn hier empfand man die gemeinsamen Notwendigkeiten des Daseins und schuf die Werke, die nicht florentinisch oder mailändisch oder pisanisch, sondern italienisch waren. Vom Einzelnen war das nationale Bewußtsein jetzt auf eine große Schicht übergegangen, denn von allen Seiten drängte sich den städtischen Bürgerschaften auf, daß man zu großer Tat befähigt und der übrigen Welt überlegen sei. Jetzt war es nicht mehr eine Flucht in die Vergangenheit, sondern ein Stolz, der sich dem alten Rom gleichsetzte. Jetzt war es nicht mehr allein die Abneigung gegen Fremdherrschaft, gegen Andersprechende – ein tiefes Gefühl für die Heimat und für ihr Volk ist an die Stelle getreten. Von innen heraus ist, als die Zeit dafür reif und die tragende Schicht dafür vorhanden war, das nationale Gefühl zur Entwicklung gekommen. Wie hätte ohne gemeinsame Sprache, ohne eine der Gesamtheit gehörige Literatur und Kunst das Bewußtsein der Einheit sich bilden können? Auch anderwärts, wo der nationale Staat vorhanden war, ist das Nationalgefühl ohne eine bestimmte geistige und soziale Grundlage nicht denkbar. In Italien aber ersetzte die kulturelle Gemeinschaft den Staat, denn er ist in Italien, ob er als Fremdherrschaft oder als partikularistisches Gebilde auftritt, stets ein Gegner der nationalen Einheit. Auch wenn der nationale Gedanke im 14. Jahrhundert die Wendung ins Politische zu nehmen strebt, zeigt er seine Ohnmacht: Dante ruft nach dem Kaisertum der Deutschen, andere möchten König Robert von Neapel zum Herrscher des geeinten Landes machen.¹ Cola di Rienzo will das altrömische Kaisertum

¹ Siragusa, Roberto d'Angiò, Palermo 1891, S. 86 ff.

(wenn auch vielleicht mit deutscher Hilfe) wieder errichten, Petrarca schwankt zwischen dem Glauben an das fremde Kaisertum und der Einsicht in seine Unmöglichkeit. Nirgends war hier ein Ausgangspunkt für nationale Hoffnungen. Die Fahne Italiens konnte nur da aufgepflanzt werden, wo aus der eigenen Kraft das völkische Bewußtsein emporstieg.

So viel ist nun aber doch trotz aller Phantasterei an Cola di Rienzo wichtig: er hat dem römischen Erneuerungsgedanken, den altrömischen Erinnerungen und den an Rom gebundenen italienisch-politischen Wünschen den stärksten Auftrieb gegeben. In einem Augenblick erscheint zusammengefaßt, was seit langer Zeit als Romgedanke, als nationale Ahnung und Hoffnung vorhanden gewesen war, aber jedes einheitlichen Willens und jedes klaren Zieles entbehrt hatte; Cola di Rienzo bringt nun zwar dieses klare Ziel nicht, aber er erfüllt die Geister doch mit dem Gedanken an römische und italienische Größe, und auf dem neuerstandenen Untergrund einer italienischen Kultur gewinnen diese Gedanken einen festeren Halt. Coluccio Salutato hat dann etwas später die richtige Formel gefunden: die politische Zerrissenheit Italiens sei eine unvermeidbare Tatsache, aber auf dem Gebiet der „litterae“ dürfe sich Italien von keiner anderen Nation schlagen lassen.¹ Für Coluccio war das Vaterland „wahre und vollkommene Wonne“, aber er verlor sich nicht in Utopien, die einer politischen Einheit widersprachen. Wieviel weiter hat sich jetzt aber die allgemeine Stimmung entwickelt: im Jahre 1400 nannten Mailänder Gesandte das Verhalten der Florentiner, die sich auf die Seite des deutschen Königs stellten, „Verrat am Vaterlande“² und im 15. Jahrhundert war der italienische Gedanke ein Besitztum zum mindesten der Gebildeten des ganzen Landes, Besitztum und Sehnsucht zugleich, und bereit, um des Vaterlandes willen selbst einen Machiavelli zum Führer zu nehmen. Aber mag dieser auch verzweifelte Ratschläge zur Rettung Italiens gegeben haben – er war zugleich der Begründer eines Nationalgefühls, das den Staat in den Mittelpunkt alles Lebens stellte.

¹ A. v. Martin, Coluccio Salutati und das humanistische Lebensideal, Leipzig 1916, S. 131. Wie bei Coluccio Salutato das kulturelle Nationalgefühl nur als Ersatz des staatlichen auftritt, ist sehr bemerkenswert.

² Leonardo Bruni Aretino, Hist. Florentina L. XII.

Man sieht daraus, daß das italienische Nationalgefühl, nachdem es in einer großen Kultur seinen inneren Halt gefunden hatte, noch keineswegs in seiner Entwicklung abgeschlossen war. Es erreichte seinen Abschluß erst mit der Gründung eines nationalen Staates, nachdem es alle Phasen von der ursprünglichsten Reaktion gegen fremde Herrschaft bis zur tiefsten und allseitigsten Erfassung der Nation als einer Einheit alles Lebens durchschritten hatte. Aber es bleibt auch dann noch in lebendiger Entwicklung, in neuen Zeiten neue Kräfte entfaltend.

Es sei zum Schluß noch einmal auf das Werden dieser Entwicklung zurückgeblückt. Italien zeigt, wie verschiedenartig in den einzelnen Ländern die bildenden Elemente des Nationalgefühls sind. Was in Frankreich ausschlaggebend war: die Dynastie und der zentralisierte Staat, fehlt in Italien vollständig; was in Italien das Nationalgefühl zuerst hervorruft: gemeinsame Sprache, gemeinsame Kultur, die Erinnerungen an eine große Vergangenheit, die Abneigung gegen die Fremdherrschaft, bleibt in Frankreich noch ganz im Hintergrund. Ähnliches gilt bei einem Vergleich mit den andern großen Ländern des Abendlandes: der italienische Gang der Entwicklung ist ein anderer; hier ist es die aufsteigende nationale Kultur, die zuerst das Volk mit dem Bewußtsein von sich selber erfüllt. Der Staat spielt nur eine negative Rolle: daß nämlich sein Fehlen den Schmerz der Patrioten auslöst. In solchem Schmerz liegt ausgesprochen, daß ein jedes Nationalgefühl die Macht des eignen Volkes, den starken Staat ersehnt, daß aber der Wunsch allein noch nicht die Erfüllung bedeutet. Die Verwirklichung des Nationalgefühls in allen seinen Möglichkeiten ist ein Vorgang, der sich in ständigem Parallelismus mit der geistigen Entwicklung eines Volkes vollzieht. Der Staat allein schafft das Nationalgefühl noch nicht, denn keiner der abendländischen Staaten hat vor dem 13. Jahrhundert ein solches Gefühl besessen. Die Kultur eines Volkes muß erst eine gewisse Höhe erreicht haben, ehe eine Bewußtheit vom eignen Wesen eintreten kann. Dieses aber kann, wie Griechenland und Italien zeigen, auch ohne staatliche Zusammenfassung auf dem Wege über eine nationale Kultur erreicht werden. Das Nationalgefühl ist also keine eingeborene Sache, sondern ein Erzeugnis langer Entwicklung, abhängig von dem jeweiligen Stand

eines Volkes. Und jede weitere Vertiefung oder auch Vergröberung des Nationalgefühls ist – mit oder ohne nationalen Staat – abhängig von dem geistigen Stand eines Volkes. Denn erst die geistige Verarbeitung alles Erlebten führt zu jener Bewußtheit, die wir in vollem Sinne Nationalgefühl nennen.